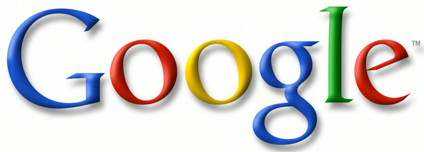
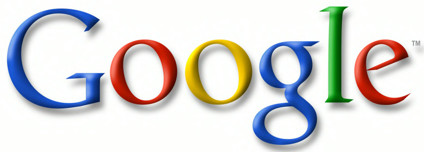




gust Tholuck,

Immer geknickt, aber nie zerbrochen



Von

Prof. D. Witte, Halle


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Ewigkeitsfragen

im Lichte großer Denker

Eine Sammlung von Auswahlbänden

Herausgegeben von

Dr. phil. E. Dennert-Godesberg

Band 5

August Tholuck

Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses



August Tholuck

Immer geknickt, aber nie zerbrochen!

Gedanken und Worte von

August Tholuck

ausgewählt und bevorwortet von

Prof. D. Leop. Witte



Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses

1907.
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

———*———

Aus Tholucks Leben.

Richard Rothe, der große Heidelberger Theologe, hat es einmal ausgesprochen: „Wenn ich sagen sollte, wer am tiefsten und weitesten auf die Kirche unserer Zeit gewirkt hat, so würde ich unbedingt Tholuck nennen." In ähnlichem Sinne äußerte sich der preußische Generalsuperintendent und Oberhofprediger D. Wilhelm Hoffmann gelegentlich des fünfzigjährigen Amtsjubiläums Tholucks in einem Briefe: „Man wird einst von ihm als von dem Kirchenvater des neunzehnten Jahrhunderts reden." In den zahllosen Nachrufen öffentlicher Blätter nach dem Tode des Halleschen „Studentenvaters" erklangen verwandte Töne. Die Genfer Semaine Religieuse vom 7. Juli 1877 nannte Tholuck den „Spener des neunzehnten Jahrhunderts, der die Frömmigkeit von Aug. Herm. Francke mit dem kritischen Geiste von Semler verbinden wollte." Und in einer „Geschichte der religiösen Ideen in Deutschland" von Lichtenberger hieß es über Tholuck: „Er war ein gewandter und gefürchteter Polemiker, ein Meister in der Analyse und in der Kritik, aber er hat keine Schule hinterlassen, mit welcher man seinen Namen verknüpfen könnte. Dafür wurde er, der maßvolle und versöhnliche Supernaturalist, der auf der Unerläßlichkeit persönlicher religiöser Erfahrung bestand, der Erneuerer des Pietismus, dessen Grundlage er zu festigen und dessen Gesichtskreis er zu erweitern bestrebt war. Tholuck kann der Vater des neueren Pietismus genannt werden."

Unser heutiges Geschlecht hat keine Vorstellung mehr

von dem unermeßlichen Einflusse, den Tholucks Persönlichkeit während eines halben Jahrhunderts auf viele Tausende und aber Tausende seiner Zeitgenossen ausgeübt hat. Weniger, wie es schon oben hieß, durch bahnbrechende wissenschaftliche Leistungen und Meisterwerke, als durch die flammende Macht und Überzeugungskraft seines Bekenntnisses von Christo und durch die unermüdliche Treue und Zähigkeit seiner seelsorgerlich suchenden und weise pflegenden Liebe zu der Studentenwelt, die Jahr für Jahr wachsend sich um ihn scharte. An einen jungen evangelischen Pfarrer in Österreich, der ihm als Student besonders nahe getreten war, schrieb er von dem Tage seines fünfzigjährigen Jubiläums: „Vielen hat der Herr das Säen in diesem Leben beschieden. Aber mit beschämtem Dank erkenne ich es an, daß mir auch das Ernten in reichem Maße schon in diesem Leben beschieden worden. Nur ein Wort der Liebe — es könnte ja das letzte sein, welches ich an Sie richte — möchte ich gerade von diesem Tage her noch Ihnen und unserm Freunde K. zurufen: Predigen und Dozieren tut's nicht allein. Ich habe viel gepredigt und doziert, und das liegt vor der Welt Augen. Aber was nicht vor der Welt Augen liegt, sondern nur vor dem Auge, das ins Verborgene sieht, sind die Werke der suchenden und nachgehenden Liebe. Das ist doch das Beste gewesen."

Ein Arzt hat den von frühen Jugendjahren an körperlich siechen und hinfälligen Tholuck, nachdem immer wieder neue Errettungen aus drohender Todesgefahr erfolgt waren, ein „medizinisches Wunder" genannt. Es gibt in seinem Erdenleben noch ganz andere staunenswerte und handgreifliche Erweisungen einer göttlichen Allmachts- und Liebeshand, die dieses auserwählte Rüstzeug zubereitete und vollendete zur tausendfältig gesegneten Wirksamkeit.

Aus einem bescheidenen Handwerkerhause in Breslau stammte der am 30. März 1799 geborene Friedrich August Gotttreu Tholuck. Der väterlichen Goldschmiedekunst sollte auch der Sohn sich widmen, nachdem eine Stief-

mutter ins Haus gezogen war und die Ausgabe für die schon begonnene Gymnasialausbildung kurzerhand kassierte. Aber der Erweis völliger Untauglichkeit für diesen Beruf durch unaufhörliche Mißgriffe und Schädigungen führte den Knaben aufs neue dem heißerstrebten wissenschaftlichen Berufe zu. Mit einem wahren Heißhunger verschlang er nun nicht nur den im gymnasialen Betriebe ihm gebotenen Stoff; weit darüber hinaus, vor allem nach fremdem Sprachenmaterial, am liebsten des fernen Orients, griff seine unersättliche Wißbegier. Nicht weniger als neunzehn Sprachen hatte schon das fünfzehn- bis sechzehnjährige Bürschlein mit größerem oder geringerem Erfolg sich angeeignet! Aus einer titellosen Grammatik studierte er einmal eine unbekannte Sprache; erst nach Jahren wurde ihm klar, daß er die malaiische zu meistern gelernt hatte! Mit dem Arabisten Habicht und seiner Tochter pflog der Gymnasiast regelmäßige arabische Unterhaltungen. Eine unglaubliche Fülle von weiterem Lesestoff buntester Qualität, Romane, Reisebeschreibungen, Gedichte, Klassisches und Triviales, gehörte zur täglichen und leider auch zur nächtlichen, bei mangelhafter Beleuchtung betriebenen Speisung dieses nimmersatten Geistes, freilich mit der Folge der unheilbaren Untergrabung der leiblichen Gesundheit.

1816 verließ der so seltsam vorgebildete Jüngling die Schule. In seiner öffentlich gehaltenen Abiturientenrede sprach er über die Frage: „Was haben die Araber auf die Bildung Europas gewirkt?" Ein noch erhaltenes handschriftliches Bruchstück: „Mein Leben", von der Hand Tholucks, äußert sich darüber: „Ich stellte die drei großen Lehrer Moses, Jesus, Mohammed nebeneinander und zog allen Dreien den indischen Manu, den persischen Soroaster und den chinesischen Konfutse vor. Ich hatte damals im Sinne, nach dem Orient zu reisen, um durch neue Entdeckungen zu zeigen, wie albern das Christentum gegen die hohe Weisheit der Morgenländer wäre."

Es kam anders. Das gewählte philologische Studium auf der Breslauer Universität befriedigte den in die Weite Strebenden nicht. „Hinaus, hinaus, tönte es in mir.“ Er sollte hinaus kommen. Unter seinen mancherlei orientalischen Arbeiten waren ihm auch die Werke des früheren preußischen Gesandten in Konstantinopel, des damals in Berlin lebenden Prälaten v. Diez, in die Hände gefallen. Dieses Mannes derbes, klares und kräftiges Bekenntnis zur Religion, trotz aller Gelehrsamkeit, hatte einen tiefen Eindruck auf den jungen Zweifler gemacht. Als ein Breslauer Kaufmann ihn halb scherzhaft aufforderte, auf einer Reise nach Berlin ihn zu begleiten, griff Tholuck hastig zu. Der phantastische Plan tauchte in ihm auf, Diez zu bitten, er möge ihn zur Unterweisung ganz in sein Haus aufnehmen, ja, womöglich ihn als Sohn adoptieren. Mitten im Winter, während der Kollegienzeit, unternahm er die abenteuerliche Reise. Sein Gesuch hatte Tholuck schriftlich aufgesetzt und wollte es in Berlin dem Prälaten persönlich übergeben. Ein Todesschrecken überfiel ihn, als ihm dort der Diener beim Öffnen der Tür des großen Gartengrundstücks erklärte, der erkrankte Legationsrat sei unter keinen Umständen zu sprechen. „Also doch kein Gott!“ so rief es in dem bestürzten Jüngling, und wie betäubt stürzte der so oft schon den finstersten Schwermutsanfällen Ausgesetzte an die nahe Brücke, um im rauschenden Wasser dem wertlos gewordenen Leben ein Ende zu machen. Die Stimme des erschrockenen Dieners rief ihn zur Selbstbesinnung zurück. Ob er denn nichts abzugeben oder zu bestellen habe? Da fiel Tholuck sein Brief ein. Diez ließ nun wirklich den aus der Ferne Gekommenen vor sich; er mußte selbst seine Bittschrift vorlesen, und nach langem Schweigen erfolgte endlich der entscheidende Spruch: „Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch! Aber ich glaube, die göttliche Providenz hat Sie mir zugeführt.“ Der bisherige Mitarbeiter von Diez war erkrankt; die in Frage

kommenden Sprachen verstand der „seltsame junge Mensch“, so mochte er bleiben! Und Tholuck blieb, und damit war über seine fernere Lebensführung entschieden. Durch das Eingreifen der „göttlichen Providenz“ tief erschüttert, öffnete der Jüngling den Einflüssen der unsichtbaren Welt weit das trotzige und verzagte Herz. Mit den Wissensschätzen aus dem Orient zog eine heilige Ehrfurcht vor den Geheimnissen des christlichen Glaubens und Bekennens bei ihm ein; Diez erschien ihm, wie es in einem Briefe vom 27. März 1817 heißt, als „der würdigste Jünger Jesu Christi und sein eigener frommer Zweitvater“. Auf diese Einflüsse wird es auch zurückzuführen sein, daß Tholuck schon vierzehn Tage nach seiner Aufnahme in das Diezsche Haus, am 27. Januar 1817, sich in die theologische Fakultät Berlins einschreiben ließ und noch im Wintersemester seine ersten theologischen Vorlesungen hörte. Seitdem blieb er der Gottesgelahrtheit getreu und wurde selbst der „zum Himmelreich Gelehrte“, der die Tausende zur Gerechtigkeit gewiesen hat.

Es kann in dieser kurzen biographischen Skizze nicht die Aufgabe sein, im einzelnen die wissenschaftlichen Wege Tholucks zu verfolgen. Wer Genaueres darüber zu wissen wünscht, der sei auf meine zweibändige Tholuckbiographie verwiesen, die 1884 und 1886 bei Velhagen & Klasing erschienen ist. Neun Jahre hat Tholuck der Berliner Hochschule angehört, drei als Studiosus, sechs als Dozent. Seine Lehrer waren besonders Neander, Schleiermacher und Marheineke. Am tiefsten griff in sein Seelenleben der ehrwürdige Baron von Kottwitz ein, der damals in Berlin mit der geweihten Innerlichkeit seiner Jüngerschaft Jesu und den Tatbeweisen einer unendlich hingebenden und opferfreudigen Liebe im Dienste der Verlassenen und Armen ein still leuchtender Mittelpunkt war für weite Kreise gläubig Erweckter unter hoch und niedrig. Schon im Sommer 1817 lernte ihn Tholuck kennen; am 2. April 1818 findet sich in seinem Tagebuch der schwärmerisch begeisterte

Ausruf: „Mein, mein, mein Kottwitz!“ In der Nach folge und unter dem Wehen des Kottwitzschen Geistes tra auch Tholuck alsobald in die seinem eigenen Wesen so tie sympathische Arbeit der Seelenpflege ein, die ihn als sei gesegnetstes Charisma bis ins Greisenalter begleitet hat

Am 2. Dezember 1820 öffnete ihm das Lizentiaten examen die Stufen des theologischen Katheders. Reißen schnell folgten einander nun auch literarische Arbeiten, di teils noch den orientalischen, teils den neuen theologische Studien erwuchsen. Als junger Professor extraordinariu gab er 1823 die Schrift heraus, die, zuerst namenlos er schienen, bald in der ganzen evangelischen Welt Deutsch lands, Englands, Hollands, Frankreichs, Schwedens, Däne marks, Amerikas seinen Namen zu dem bekanntesten un gepriesensten aller neueren Theologen machte: „Die Lehr von der Sünde und vom Versöhner“ oder „Die wahr Weihe des Zweiflers“. In die Sprachen aller genannte Länder ist sie übersetzt, deutsch immer wieder in neue Auflagen (9) erschienen und gepriesen. „Hier trat nebe Schleiermacher, den klassischen Redner, welcher hochge bildeten Verächtern Deutschlands die Religion wieder achtba gemacht hatte, ein Zeuge in Feuerzungen, der in de protestantischen Bildungswelt mächtig für den Sünder heiland an die Herzen pochte, indem er auf Grund eigne und fremder Erfahrung den Weg und die Mittel schilderte um aus dem edlen Humanismus den Übergang zum evan gelischen Glauben zu bilden.“ Aus dieser Schrift finde der Leser nachher die umfangreichsten und bedeutendste Auszüge. Weniger benutzbar waren für unsren Zweck di strenger wissenschaftlichen Werke dieser Zeit: „Die Aus legung des Briefes Pauli an die Römer“, 1824; „Da Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidentums“, 1822 „Die spekulative Trinitätslehre des späteren Orients“ 1826, u. a.

Im letztgenannten Jahre, 1826, folgte Tholuck den Rufe des Ministers Altenstein als ordentlicher Professo

der Theologie nach Halle, an die Stelle des verstorbenen Knapp. Beim Abschiedsessen in Berlin rief ihm der Philosoph Hegel zu: „Gehen Sie hin und bringen Sie ein Pereat dem alten Halleschen Rationalismus!" Der Hallesche Rationalismus nahm nun zunächst den Träger einer ganz anderen Weltanschauung nur mit dem äußersten Übelwollen auf, und zwar insgesamt: Professorenschaft, Studentenwelt und Hallesches Bürgertum. Unter unsäglichen seelischen Kämpfen und leiblichen Anfechtungen begann Tholuck die harte Arbeit. Jahrelang stand er so gut wie allein. Unter den Studierenden waren es überwiegend „die kleinen, die unbegabten, die nicht verständigen", die ihm zufielen. Dennoch hielt er aus, lehrend, zeugend, Seelen suchend, Gott vertrauend. Ein Jahr geistiger und leiblicher Erholung gewährte ihm Ostern 1828 bis 29 ein Urlaub nach Rom, wo er in Vertretung des Gesandtschaftspredigers, mit Bunsen im innigsten Verkehr, klassische Luft atmen, den Gesichtskreis weiten und die letzten Reste pietistischer Lebensformen ablegen konnte.

Von Ostern 1829 an bis zu seinem Ende gehörte Tholucks Wirksamkeit fortan, mit Ausnahme der regelmäßig wiederkehrenden langen Ferienreisen, ganz der Stadt Halle und ihrer Universität. Erst allmählich, aber dann im Sturm, eroberte er sich unter den Studenten Verständnis, Hochachtung, Dank, begeisterte Liebe, bis zuletzt seine Kollegia die gefülltesten und sein Ruf unerschütterlich geworden war. Nach und nach traten auch auf die theologischen Katheder Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer. Die Kollegen der andern Fakultäten beugten sich vor seinem Geist und dem Erfolg seiner Wirksamkeit; die Bürgerschaft konnte sich der Anerkennung der gewaltigen Persönlichkeit nicht entziehen. Allmählich vollzog sich, nicht nur in Halle, ein Umschwung in der religiösen Denkweise der Zeit. Der Rationalismus trat hinter einer erneuten Kirchlichkeit und Orthodoxie zurück. Bei all diesen Wandlungen ist Tholuck der Hauptsache nach sich gleich

geblieben, vielleicht nur, daß er selbst auch die gru legende Wichtigkeit der kirchlichen Gemeinschaft und kirchlichen Bekenntnisse immer besser erkannte und imn höher wertete. Die Zeit bewegte sich um ihn herum, u wenn er selbst auch stetig wuchs und innerlich weiterka seine Grundstellung auf wissenschaftlichem und kirchlich Gebiete hatte er längst gewählt und hat sie bewahrt ans Ende. Wenn der junge Tholuck von den Ratio listen ein Pietist oder ein Orthodoxer gescholten ward damals machte man zwischen beiden keinen großen Unt schied —, und wenn der ältere Mann und Greis bei Orthodoxen und Konfessionellen der späteren Jahre Rationalist oder ein „Latitudinarier" hieß, so trug er d nur insofern die Schuld an diesem Umschwung, als in Tat vornehmlich er der Zeit des herrschenden Unglaub über sich selbst hinweggeholfen und die Kirche in ih werdenden Dienern der biblischen Wahrheit und kirchlic Lehre wieder zugewiesen hatte. Ging man über i hinaus, seine liebsten Schüler oft bis ins äußerste La des Konfessionalismus, ja der Separation, so konnte das schmerzen, zumal wenn der verlassene, oft erst mühs erworbene Standpunkt hinterher geschmäht wurde; all der Wechsel lag in den anderen und nicht in ihm. N einmal erlebte er eine Wandlung. „Wieviel habe ich v dem Unterschiede der Zeiten gesehen, wenn ich an mei Anfangszeiten denke und an diese letzten zwei Ja zehnte!" so schrieb er 1872 an einen ehemaligen Schül „Welch ein Unterschied, wenn man selbst mit einem gehenden Geschlechte von Feinden zu kämpfen hat oder einem aufgehenden! Mit einem aufgehenden haben v jetzt zu kämpfen. In jenen Zeiten, von 1817 bis 18 ein aufwachendes Geschlecht durch alle evangelischen Län hindurch, von dem Baltenmeer bis nach Genf, von No amerika bis Paris — gerade so wie 1650 bis 1750 —, u jetzt der schwere Abfall unter den Geistlichen selbst u überdies unter den Laien, selbst in Ländern wie Engla

und Schottland. Da gilt es auch am Tage der kleinen Dinge nicht verzagen, und das rufe ich Ihnen zu, wie ich es mir zurufe nach so reichen Erntetagen jetzt am Arbeitsabende, wo die Felder spärlicher grünen."

In die ersten Jahrzehnte der Halleschen Zeit Tholucks fielen die wichtigen exegetischen Arbeiten, die dann immer neue Auflagen erlebten: Der Kommentar zum Evangelium Johannis 1827, zur Bergpredigt 1833, zum Briefe an die Hebräer 1836, Übersetzung und Auslegung der Psalmen 1843. Von den fünfziger Jahren ab beschäftigte sich der Vorkämpfer gegen den Rationalismus mit eingehenden kirchengeschichtlichen Untersuchungen zum Verständnis und zur gerechten Würdigung dieser wissenschaftlichen Entwicklungsphase. Aus den Abirrungen und Verhärtungen der kirchlichen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts glaubte er sie folgerecht ableiten zu müssen. Er kam aber nur zur Darstellung dieser Vorgeschichte des Rationalismus, in reichhaltigen Sammelwerken über den „Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrhundert", über „Das akademische Leben" dieser Zeit, „Die Geschichte der Hochschulen", „Lebenszeugen der lutherischen Kirche", „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts" und „Die Geschichte des Pietismus und des ersten Stadiums der Aufklärung" (1865). Weiter brachte es der alternde Gelehrte nicht; die eigentliche Geschichte des Rationalismus hat er nicht mehr geschrieben. Fast alle diese streng gelehrten Werke sind für die Zwecke der vorliegenden Sammlung nicht verwertbar gewesen.

Um so reichhaltiger haben wir den kostbaren Schatz der vielbändigen Predigtsammlungen benutzt, der die Fortwirkung der Tholuckschen Lebensarbeit noch auf lange Jahre hinaus sichern wird. Wenn ein Nachruf aus akademischen Kreisen Halles nach Tholucks Heimgange klagte: „Aus dem Reife der Hochschule ist ein Brillant gebrochen", so bekannte die für die Hallesche Bürgerschaft geschriebene liberale „Saalezeitung" in gleicher Wertung der Predigt-

tätigkeit Tholucks: „Als Redner hat Halle seit Schleiermachers Weggange nicht dämonisch wirksamere gehört; er machte immer den Eindruck eines aus tiefen Seelengründen schaffenden Mannes.“ Neben den Studenten und Professoren aller Fakultäten sammelte sich um Tholucks Kanzel, erst in der Ulrichskirche, dann im Dom, eine immer wachsende Gemeinde aus allen Ständen der Stadt, bis zum Handwerker und Dienstmädchen herab. „Unter Tholucks Predigten ist mir oft zumute, als ob mich ein Riese bei den Schultern packt und mich so gewaltig schüttelt, daß mir angst und bange wird“, in dies Bekenntnis eines jungen Hörers werden damals Tausende und Tausende eingestimmt haben. Ausgerüstet mit allen Gaben geistiger Bildung; ein wunderbarer Kenner menschlicher Seelenkämpfe und Leidenschaften: „ein Löwe in der Liebe“, wie ihm ein von seinem suchenden Zeugnis zu Jesu Füßen Niedergezwungener einst schrieb; dabei ein Sprachkünstler seltener Art, mit einem unerschöpflichen Reichtum treffender Bilder und Gleichnisse; vor allem aber ein unerbittlicher Wahrheitszeuge von menschlicher Sünde und ein flammender Prophet im Bekenntnis der alles besiegenden Gnade Gottes in Christo — so stand der Mann mit der gebrochenen Leibeskraft und dem halberblindeten Auge über der lautlos lauschenden Gemeinde auf seiner Kanzel und schlug die Sichel an und brachte dem Herrn Garbe auf Garbe ein in die himmlischen Scheuern. „Jeder Hörer hatte das Gefühl: mit dir hat der da droben es zu tun!“ Wie Tholuck es liebte, in Gesprächs- oder Briefform auch wissenschaftliche Erörterungen vorzunehmen — das Buch von der Sünde und vom Versöhner ist in Briefform geschrieben; „über die vornehmsten Glaubensfragen“ läßt er sich zwei Freunde in Gesprächen äußern; manche Betrachtungen in den „Stunden christlicher Andacht“ sind Unterredungen zwischen der Seele und Gott —, so faßt auch der Kanzelredner das einzelne Gewissen an und drängt es zu Rede und Antwort, ohne zu schonen, ohne

Auswege zu lassen, und doch unter dem flutenden Strom unendlichen Erbarmens zu Hilfe und Rettung.

Man versteht es, daß einem solchen, als er am 2. Dezember 1870, mitten im französischen Kriege, das fünfzigjährige Jubiläum seiner Dozentenlaufbahn feierte, aus ganz Deutschland, aus Frankreich, aus der evangelischen Welt die Zeugnisse heißesten Dankes, unauslöschlicher Liebe zuströmten. „Die unvergeßliche Feier, mit welcher in Halle eine große Zahl dankbarer Schüler den Ehrentag ihres geliebten Meisters beging," hieß es in einem damaligen Bericht, „war mehr als Menschenfreude, sie war ein Triumph des neuen Lebens, das seit einem halben Jahrhundert unsere Kirche durchweht."

Nach dieser Feier wurde es stiller und einsamer in dem Leben des gottgesegneten Mannes. Die Kräfte verfielen; auf Katheder und Kanzel mußte er nach und nach verzichten. Die pflegende Hand der heißgeliebten, treuen Gattin, Mathilde geborenen v. Gemmingen, die seit 1838 der Schmuck und die Freude seines Lebens war, legte sich zuletzt an einen von Angst und Finsternis tief Niedergebeugten und Gequälten, in dem nur noch vorübergehende Lichtblicke emportauchten und von dem Frieden zeugten, der dennoch in der Seele Tiefen waltete. Am 10. Juni 1877 stand der Atem still und schlossen sich die müden Augen. Ein treuer und dankbarer Schüler, H. Lange, rief ihm im „Volksblatt für Stadt und Land" einen Scheidegruß nach, dessen letzter Vers lautete:

Nun schlaf in Frieden! schlaf in Gottes Ehren!
Dein Name bleibt in unsrer Brust geschrieben.
Es werden andre kommen, andre lehren,
Doch ob so warm von Glauben und vom Lieben?
Du schürtest uns den Mut zum heil'gen Kriege,
Und deine Waffen waren unsre Siege!



Zur Einführung.

Jesus Christus gestern und heute und derselbige in Ewigkeit! — Als die heilige Flamme des Glaubens nur noch düster glomm unter dem Nebelgewölk des Wahnglaubens, als weit über die Gemeinde Gottes hin Todesschlaf lag, und Roms Beherrscher hinlächelten über die Gebeinflur, in der sie selbst das Leben darin zertraten, das sie hätten pflegen sollen, erschallte aus dem Munde dessen, der gestern ist und heute: Wache auf, der du schläfest! und — die große Riesenleiche erstand von ihrem langen Schlafe und fühlte neue Kräfte durch die Adern gehen und einen Odem von jenseits in ihrem erstorbenen Herzen. Die Kirche Christi hatte den ersten Tod überwunden und die erste Auferstehung geschmeckt. — Und nach drei Jahrhunderten war abermals das Gericht über den Erdkreis hereingebrochen. Das Leben war zum Begriff, der Geist zum fliehenden Luftzug verflüchtigt. Mit verhülltem Antlitz flohen die Jünger von dem verachteten Kreuze, und mit Hohnlachen schrie der Fürst der Finsternis sein *ὁ Πᾶν τετέλεσται* (der Allgott ist gestorben) über den Erdball hin! Die Fluren aber seufzten nach Regen, und der Hirsch sehnte sich nach frischen Wasserquellen. Und der heute und gestern ist, sprach: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg! Jerusalem! Hebe dein Auge auf und siehe umher, diese alle versammelt kommen zu dir. So wahr ich lebe, spricht der Herr, du sollst mit diesen

allen wie mit einem Schmuck angetan werden, und wirst sie um dich legen wie eine Braut, denn deine Toten sollen leben! Und die Kirche Christi hatte den zweiten Tod überwunden und feierte die zweite Auferstehung.

Wer wollte es leugnen, daß wir in dieser Auferstehungszeit leben? Ein Kampf der Geister hat auf dem religiösen Gebiete begonnen, wie er vielleicht seit den Tagen der Reformation nicht gewesen. Der Sieg ist noch keineswegs gewiß; daß er auf die Seite derer falle, die rufen: Hie Schwert des Herrn und Gideon! kann nur erbetet werden. Denn zieht auch der krasse Unglaube scheu sein Haupt zurück, desto mutiger tritt ein feinerer, aber weit tiefer liegender auf, und statt sie zu rechtfertigen, untergräbt er Christi Lehre. Schallt auch hier und da Christus wieder und der Lobpreis des historischen Gaubens von Kanzel und Katheder, ist's nicht so oft statt des lebendigen der tote Versöhner? Tritt auch hie und da Fürst und Obrigkeit zum Schirm des Christentums auf, ist's nicht öfter das politische das man meint, als das evangelische? Nur wenn **der** Christus siegt, der nicht in vornehmer, sondern in armer Gestalt dahertritt, der lieber dient, als sich dienen läßt; der, da er wußte, daß er von Gott gekommen war und wieder zu Gott ging, aufstand, Wasser in ein Becken goß und seinen Jüngern die Füße wusch; der nicht Rabbi heißen wollte und nicht seine eigne Ehre suchte — nur dann hat die Gemeinde Gottes den Geist in der Welt überwunden und kann sich freuen . . . Wer noch nicht fühlt, daß ihm etwas fehlt was weder der rationalistische Menschensohn, noch der idealistische Gottessohn, sondern der ganze, ungeteilte, geschichtliche Christus allein zu geben vermag, der spotte nicht über den, der das fühlt; er bleibe sinnend am Wege stehen und — sehe tiefer in sein Herz! —

(Aus dem Vorwort zur ersten Auflage der „Lehre von der Sünde und vom Versöhner". Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1823.)

Die Streitkräfte des Unglaubens schwinden, und je mehr sie schwinden, desto galliger wird der ungesalzne Hohn. Aber riesenmäßig wächst der Scheinglaube in tausend Gestalten, ein Spiel mit Worten, Ideen oder Empfindungen. Christlich will alles werden, nur nicht arm am Geist, ohne eigne Gestalt und Schöne. Tändeln will man, statt zu handeln, spekulieren, statt zu verleugnen. Vor lauter Allseitigkeit verliert die eine Seite, von der aus über alle Licht kommt. Glaube soll ein fauler Gedanke sein, Jesusliebe eine süße Näscherei. Menschen predigt man in die Kirche, statt die Kirche in die Menschen, meint in Formeln das Leben zu haben und im Begriffe den Geist. Aber die hohe heilige Wahrheit schreitet durch das Gedränge und Getümmel hindurch und sucht sich stille Herzen, wo sie Wohnung machen könne. Und nur in dem Maß wird in diesem jetzt angebrochenen Kampfe der Feind das Feld räumen müssen, als die Wahrheit Jünger gewinnt, denen darum zu tun ist, sie im Leben zu ergreifen.

(Aus dem Vorwort der zweiten Auflage desselben Buches. Ebenda 1825.)

———*———

I. Von Gott.

1. Gottes Persönlichkeit.

Wiewohl Gott der Grund aller Erscheinungen ist, indem sein Sein ihr Sein bedingt, und dem menschlichen Anschauungsvermögen es unmöglich ist, sich ein so absolutes Sein unter den Schranken (denn so erscheint es uns) eines Bewußtseins zu denken, so nimmt der Glaube dennoch ein solches an, indem der Mensch die Beschränktheit unseres Anschauungsvermögens anerkennt, welches sich über die Dualität nicht hinausschwingen kann. Wiewohl ferner, wenn alle Wesen in Gottes Sein ruhen und gegründet sind, es sich nicht begreifen läßt, wie innerhalb des Bereiches des göttlichen Seins irgend ein anderes Sein auf Persönlichkeit Anspruch machen könne, so nimmt der Glaube dennoch eine freie Selbstbestimmung und somit Einzelleben an, indem der Mensch anerkennt, wie freies Leben etwas überhaupt durch Begriff Unfaßbares ist. Zweierlei also wird der Monotheist nimmermehr dem Pantheisten zugeben, weder, daß Persönlichkeit Gottes notwendig Beschränkung sei, noch, daß der Glaube an Persönlichkeit Gottes überhaupt etwas Unwesentliches sei, dessen Begriff sich ohnedies nicht einmal recht klar und deutlich machen ließe. Das erstere wird der Monotheist nicht zugeben, weil nur ein menschliches Bewußtsein, welches einen Unterschied zwischen Erkennen-

dem und Erkanntem, zwischen Subjekt und Objekt setzt, Beschränkung ist. Von einer mit dem Sein identischen Anschauung hat unser Bewußtsein keine Ahnung, darum können wir nicht darüber absprechen. Daß aber die Annahme eines persönlichen Gottes unwesentlich sei für das Leben in Gott, kann ebensowenig eingestanden werden; denn lieben kann man nur das Wesen, das uns kennt und liebt. Wer einen pantheistischen Gott ohne Selbstbewußtsein und ohne Bewußtsein von seinen armen Geschöpfen lieben kann, ist ein Schwärmer, das heißt, er hat keinen bestimmten Gegenstand seiner Liebe, sondern hängt nur an den Gebilden seiner Einbildung.

Keiner von den Bestreitern eines selbstbewußten Gottes hat sich wohl entschiedener und unverhohlener über seinen Gott ausgesprochen, als in den früheren Schriften Fichte. Er sagt (Appellation an das Publikum wegen Anschuldigung des Atheismus, Jena 1799, S. 38): „Daß der Mensch die verschiedenen Beziehungen jener Ordnung einer moralischen Welt auf sich und sein Handeln, wenn er mit anderen davon zu reden hat, in dem Begriffe eines existierenden Wesens zusammenfasse und fixiere, das er vielleicht Gott nennt, ist die Folge der Endlichkeit seines Verstandes, aber unschädlich (Gott unschädlich!), wenn er jenen Begriff nur zu weiter nichts benutzt, als eben zu diesem Zusammenfassen der unmittelbar in seinem Innern sich offenbarenden Verhältnisse einer übersinnlichen Welt zu ihm." — Wer ist nun wohl, der diesen Gott, der in nichts besteht, als in einer menschlichen Idee, anbeten und vor ihm niederknien könnte! Wer ist, der ihn lieben könnte! — Das eine kann allerdings den Bestreitern der Lehre von einem persönlichen Gott zugegeben werden, daß der Name: persönlich ein leicht irreleitender ist, indem er zu tief in die Sphäre des Menschlichen führt. Richtiger wäre die Benennung: selbstbewußter oder lebendiger; doch wir reden alles nur in Rätsel und Gleichnis, und es ist noch nicht erschienen,

was wir sein werden, wenn es aber erscheinen wird, werden wir Ihn erkennen, wie wir von Ihm erkannt sind.

(Über die Notwendigkeit, mit welcher der folgerechte Verstand auf Leugnung des selbstbewußten Gottes, des Einzellebens, der Freiheit und Sittlichkeit geführt wird; über das Alter und die stete Wiederkehr dieser Lehren in der Geschichte des menschlichen Geistes; über das wahre Verhältnis des Glaubens an einen selbstbewußten Gott zu einem pantheistischen. Zweite Beilage zur „Lehre von der Sünde und vom Versöhner". 1825. Seite 261—263.)

2. Der Gott des Deismus.

Als der englische Deist Williams zu der von ihm projektierten deistischen Kirche von König Friedrich II. eine Unterstützung nachsuchte, gab jener Monarch, der wenigstens wußte, was andere bedurften, die Antwort: eine Kirche, die gleich bei ihrem Entstehen schon die Stütze von Potentaten bedürfe, scheine nicht auf festen Füßen zu stehen; und als sein deistischer Freund, der Marquis d'Argens, in Potsdam einen deistischen Kultus errichten wollte, verlangte derselbe Monarch erst die Liste der Subskribenten für wenigstens zehn Jahre vorgelegt zu sehen. Niemals und nirgends, so weit die Geschichte reicht und Zeugnis gibt, hat der reine Rationalismus, hat eine Religion, die allein die eigene Vernunft zu ihrer Basis hatte, eine kirchenbildende Kraft bewährt, auch da nicht, wo, wie in England und Amerika, aller Raum dazu gelassen war. Der Zeitraum von sechs Jahren war der längste, den bis jetzt eine größere rationalistische Kirchengemeinschaft zu überleben vermocht hat. (Anmerkung: Die rationalistische religiöse Gemeinschaft der Theophilanthropen in Paris bestand von 1796—1802). Wer das heilige Wort Religion versteht, wer sich bewußt ist, was der Mensch in der Religion und durch die Religion sucht, die Gemeinschaft mit Gott, der hat kein anderes Ziel,

der kann kein anderes Ziel haben, als Christus, den Sohn des lebendigen Gottes. Auch du, Freund, wirst zur Ruhe nur kommen, wenn du ruhest bei ihm!

(„Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit." Halle, Rich. Mühlmann, 1846. S. 218 und 219.)

3. Gott dreieinig.

Es gibt einen geheimnisvollen Dreiklang, welcher durch alles christliche Glauben hindurchgeht, und der aus dem Gebete des Herrn uns entgegengeklungen ist: Die Lehre von Gott dem Vater, von dem wir geschaffen, von Gott dem Sohn, durch den wir erlöst, von Gott dem heiligen Geist, von dem wir geheiligt werden. Mit dem Vater, der Himmel und Erde geschaffen, beginnt der Christen Bekenntnis; mit dem eingeborenen Sohne, der vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, fährt es fort; mit dem Geiste, der eine Gemeinschaft der Heiligen bildet, die ins ewige Leben dauert, schließt es. Und zwar habt ihr zu bemerken, daß der zweite Artikel nur von den Tatsachen der Erlösung redet, nicht von ihren Wirkungen; nur von dem, was der Herr uns zuliebe getan und gelitten, ist darin die Rede. Dieweil nämlich alle Wirkung der Erlösung nur wirklich zu uns kommt und an uns lebendig wird im Geiste, so ist von allen Wirkungen jener Tatsachen erst im dritten Artikel die Rede, der vom heiligen Geiste handelt; indem derselbige von der heiligen Kirche redet, welche der Geist gegründet, spricht er auch zugleich von allen Segnungen, welche durch Christi Gnade in dieser Gemeinschaft genossen werden, als da sind Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Ja, darin ist in der Tat unser christlicher Glaube zusammengefaßt, daß wir an einen Gott und Vater glauben, aus dessen Herzen unser aller Heil entsprungen ist, und an Gott den Sohn, durch den es vermittelt worden, und an Gott den

heiligen Geist, in dem es in uns allen vollendet wird in Ewigkeit. Es ist ein Gott und Vater, welcher, wie die Schrift sagt, uns erwählet hat durch Christum, ehe der Welt Grund gelegt ward, und ein eingeborener Sohn des ewigen Vaters, „welcher, als die Zeit erfüllet ward, geboren worden ist von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen", und ein heiliger Geist, durch den der Vater und der Sohn in uns Wohnung macht und bei uns bleibt je mehr und mehr bis in Ewigkeit.

So sei denn der Text, den wir der Betrachtung der drei Artikel unseres Glaubens zugrunde legen, jenes unermeßliche Wort des Apostels am Schlusse des 2. Kapitels des Briefes an die Römer: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge."

Von ihm sind alle Dinge. O unermeßlich reiches Wort! Das ist eines von jenen Worten, wobei der Prediger, anstatt zu lehren, nichts anderes tun möchte, als sein Herz euch öffnen und ausströmen lassen in den Worten der heiligen Psalmisten: „Lobe den Herrn, meine Seele; Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich — du breitest aus den Himmel wie einen Teppich — der du das Erdreich gründest auf seinem Boden, daß es bleibet immer und ewiglich!" — Ja, nur zu einem einfachen Lobgesange möchte sich und euch der Prediger bei dem Gedanken auffordern. Er möchte euch zurufen:

Danket dem Herrn,
Dem Schöpfer aller Dinge!
Der Baum des Lebens tut aus ihm entspringen,
Gar hoch vom Himmel her aus seinem Herzen;
Lobet den Herrn!

Ja, unsere Seele lobe den Herrn! Sie lobe ihn, wenn sie zuerst bedenkt: er ist der Schöpfer, und zwar er allein; denn er ist der allmächtige Schöpfer, der alle Macht allein in sich beschließt. Habt ihr bis jetzt noch nicht

geahnt, wieviel hierin liegt, so habt ihr euch wohl noch nicht vorgestellt, wie das Herz eines Menschen zerrissen werden muß, der nicht glaubt, daß alle Macht in einer Hand beschlossen ist? Stellt euch einmal lebhaft die armen Heiden vor, die da glaubten, wenn ihre Seele sich quälte, müßten sie zu einem anderen Gott beten, und wenn ihr Leib Qual hätte, wieder zu einem anderen, und für jedes Glied ihres Leibes wieder zu einem anderen, und am Ende wußten sie nicht einmal, ob sie die rechten getroffen hätten! O, die noch ärmeren Heiden, die, wie das arme Perservolk, glaubten, daß die Allmacht in zwei Hände verteilt wäre, in die Hand eines Gottes, der im Lichte wohnt und seine Lust hat an seiner Kinder Leben, und in die Hand eines Gottes, dessen Wohnung die Nacht ist, und der Lust hat an der Menschen Tod und Verderben! — Und wenn ihr nun in einem solchen Glauben geboren wäret, würdet nicht auch ihr dahinziehen nach der Väter Weise? Christen, darin besteht das erste Stück unseres heiligen Glaubens, daß unser Bekenntnis rühmt: Wir glauben an eine einzige Hand im Himmel, in welche alle Macht gelegt ist; wir glauben an einen Gott, der da sagen kann: „Wer misset die Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spanne? Wer begreift den Staub der Erde mit einem Dreiling und wäget die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Wage? Wer unterrichtet den Geist des Herrn, und welcher Ratgeber unterweiset ihn? — Ich bin allein der Herr und will meine Ehre keinem anderen geben.“ Werdet ihr es inne, welche Kluft die Genossen des alten Bundes trennt von aller Heiden Religionen? Werdet ihr es inne, wie dieser eine Glaubensartikel die Gläubigen Israels hoch über die Völker der Erde stellte? wie nur dieser Glaube hat Psalmen erzeugen können, und wie Israel mit Recht gerühmt hat: „Er zeigt Jakob sein Wort, Israel seine Sitten und Rechte; so tut er keinen Heiden, noch läßt er sie wissen seine Rechte! Halleluja!“

Ich sage, wir Christen sind selige Menschen, darum, daß wir wissen und glauben, daß alle Macht in eine Hand gegeben ist; ich sage aber noch mehr: diese Hand ist die Hand eines Vaters: „Ich glaube an Gott den Vater!" . . . Wir wissen, daß alle Macht in einer Hand liegt, aber — wem gehört diese Hand? — O, wem gehört die allmächtige Hand, und welches ist das Herz, das sie regiert? Wie, wenn es eine Hand wäre, die von keinem Herzen regiert wird? Wie, wenn es nur eine allmächtige Riesenhand wäre, die sich ausstreckt über Himmel und Erde, und deren Finger hier einen Stern auslöscht und dort eine Menschenseele, ohne daß ein ewiges Herz darum weiß? Ach, ich spreche nicht Träume! Gibt es nicht unter uns Menschen, welche nur von einer solchen Riesenhand wissen, die sich um den Himmel und um die Erde gelegt hat — ohne ein Gottesherz, das sie bewegt, welche keinen anderen Gott kennen, als — das Schicksal? Seid ihr ihnen niemals im Leben begegnet, diesen Unglücklichen mit dem marmornen Antlitze und dem eisigen Herzen? Wie der Mensch ist, so ist sein Gott, aber wie sein Gott ist, so wird auch der Mensch. O, liebe Christen, seid ihr denn auch recht dankbar dem, der euch die Gewißheit gegeben hat, daß jener allmächtige Arm, der sich um den Himmel und um die Erde gelegt hat, der Arm eines Vaters ist?

„Aus ihm sind alle Dinge": er ist der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden. Er ist der Schöpfer der Erde! O, nicht weiter brauchen wir mit unseren Gedanken zu gehen, um staunend anzubeten. Nur eines gesunden Auges und eines gesunden Ohres bedarf es, um hineinzuschauen und hineinzuhorchen in der Erde Herrlichkeit, und Lobpsalmen müssen erschallen, denn „wo mein Auge ringsum blickt, sieht's Wunder seiner Gnade". Aber Gott ist größer, als unsere Sinne sind. Wir bewaffnen unser Auge, und siehe, jedes Staubkorn wird eine eigene Erde, und schon hier auf dieser kleinen Erde

geht der Blick ins Unermeßliche. Ja, wenn ein Gott allein der Erde Schöpfer wäre, so könnte der Menschen Staunen vor seiner Größe kein Ende finden! Und doch heißt diese mit allem Schmucke seiner Herrlichkeit bekleidete Erde nur der Schemel seiner Füße, und der Lobgesang seiner Engel ruft mit lauter Stimme: „Himmel und Erde sind seiner Ehre voll!" Ja, dieser Erde Herrlichkeit wird für den kindlichen Sinn nur ein Bild und Gleichnis der Herrlichkeit, die am Herzen Gottes sein muß, und wohl mancher hat an einem fröhlichen Tage, wenn ihm hier unten auf dem Fußschemel des Thrones Gottes schon so wohl geworden war, mit dem christlichen Dichter in Einfalt des Herzens gesungen:

Wenn am Schemel seiner Füße
Und am Thron schon solcher Schein:
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Glanz und Wonne sein!

Unser Auge hebt sich empor, und wiederum bedarf es nur eines gesunden Auges, um anzubeten vor der Unermeßlichkeit, die dort oben ausgebreitet ist. Aber auch hier ist Gott größer, als unsere Sinne sind; wir bewaffnen das Auge, und siehe, jede Sonne wird zum Mond und jeder Nebelfleck zu einer Sonnenwelt. Das alles nun, was mein Auge auf Erden und im Himmel sieht, und was mein Herz auf Erden und im Himmel ahnt, das steht vor meinem Auge, wenn ich anbetend mit der christlichen Gemeinde bekenne: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde."

Aber in dem Maße, als vor meinem Blicke seine Schöpfung größer und unermeßlicher wird, werde ich selbst so unaussprechlich klein, und allen Sonnenwelten gegenüber frage ich wehmütig: Was ist der Mensch? Und aus dem Worte Gottes selbst tönt die Antwort wieder: „Der Schatten der Wolke, der über die Wiese fährt, der

Halm, den der Wind dahinreißt!" Und doch hat er mich gedacht, denn — er hat mich geschaffen, und bin ich ein Gedanke seines Herzens gewesen, der ihn wieder denken kann, so kann ich nicht etwas so Geringes sein, so kann er mich zu nichts Geringem bestimmt haben. — Er hat dich zu nichts Geringem bestimmt, o Mensch, denn „aus ihm bist du geschaffen und zu ihm bist du geschaffen". Siehe, Mensch, zu Gott, zu dem Urquell aller Herrlichkeit, bist du geschaffen, und in ihm sollst du deine Ruhe und deine Genüge finden, und bei ihm und in ihm bleiben ewiglich. Auf welche Weise und durch wen wir an dieses Ziel kommen, das wird die Betrachtung des dritten Artikels uns lehren; nur das Ziel selbst vergegenwärtigen wir uns hier, welches die ewige Liebe sich schon vor Augen gestellt, da sie uns schuf. O, daß der Gedanke in dieser Stunde in seiner ganzen Größe unsere Seele treffen möchte: Ich bin ein Gedanke Gottes, vor der Welt Grundlegung gedacht: ich bin ein Gedanke Gottes, der den denken kann, von dem er ausging! Er hat mich gedacht, ehe das Meer und die Erde und alle Berge geworden sind, hat mich gedacht gerade an der Stelle des Universums, wo ich stehe, damit ich auf dieser Stelle ihn finden und zu ihm kommen sollte; denn — er hat mich geschaffen zu sich, und gerade die Stelle und gerade die Verhältnisse, worin du stehst, die sind zugleich die Pforten, durch die hindurch du zu deinem Gott kommen sollst. Sehet, das wäre eine rechte Geburtstagsbetrachtung! Aber weil jeder Tag des Menschen Sterbetag sein kann, so soll auch der Mensch an jedem Tage eine Geburtstagsbetrachtung anstellen; aus Gott und zu Gott, das ist der Zuruf, mit dem jedes Tagewerk beginnen soll. Ihr habt manchmal das Evangelium schmähen hören, daß es den Menschen recht erbärmlich darstelle nach seiner Beschaffenheit; aber warum stellt es ihn so dar? Warum anders, als weil es ihn so herrlich dargestellt hat nach seiner Bestimmung? Nehmt

auch hier die zwei getrennten Seiten der Wahrheit zusammen, und ihr werdet ihren vollen Klang haben. So wissen wir denn das Ziel, und unser Blick wendet sich hinaus auf die Heerstraße des Lebens und fragt: Ihr Menschen, seid ihr auf dem Wege nach dem Ziele? Rastlos sehe ich Menschen streben, sie rennen und eilen! Wanderer, wohin so schleunig auf deinem Wege? Zu Gott, zu Gott hin, zu meinem Ursprunge, wo ich mein Ziel und meine Ruhe finde. Ach, daß sie alle diese Antwort geben könnten! Aber sie können sie nicht geben. Was ihr Ziel ist, ihr wißt es: Ehre, Reichtum und gute Tage. Aber, daß wir hier nur nicht bloß, wie es oft geschieht, diejenigen anklagen, die draußen vor der Gottesstätte ihr Wesen haben! In unsere eigene Mitte muß die Anklage einziehen, denn ihr Hunderte, die ihr hier versammelt seid: wem von euch gibt sein Gewissen Zeugnis, *daß nicht* Ehre, *nicht* Reichtum und gute Tage seines Tagewerkes innerster Antrieb sind, sondern — *der lebendige Gott*? Wer etwa im Gewühl einer reichen und handeltreibenden Stadt als ein stiller Beobachter eine Zeitlang dagestanden an einer Ecke der Straßen und den Wellen des immer ablaufenden und wieder anschwellenden Stromes der Tätigkeit zugeschaut hat — o, ein unbeschreiblich wehmütiges Gefühl ergreift den bei der Frage: Und wozu nun das alles? Was ist die innerste Seele von dem allen? Wenn er sich dann sagen muß: der *Gewinn* und die *vergängliche Lust* — nichts anderes, als der elende Gewinn und die elende Lust! Da kann es einen ergreifen, daß man wie einer der alten Propheten laut seine Stimme erheben möchte und hineinschreien, wie jene Propheten Israels hineinschrien in das götzendienerische Volk: Zurück, zurück von den Götzen zu dem lebendigen Gotte! daß man in das Gewühl hineintreten und hineinrufen möchte: *Unsterbliche Menschen, ist Gott nicht euer Ursprung, ist Gott nicht euer Ziel?* Ihr mißversteht nicht, wie es wohl oftmals geschieht; nicht,

daß ich sagen wollte, statt ihrer Geschäfte sollten sie beten und singen; nein, die Seele ihres Treibens soll eine andere sein, sie sollen bei allem ihren Treiben dem lebendigen Gott dienen und nicht dem Mammon! — Es hängt mit jenem Irrtum noch ein anderer zusammen, der sich vornehmlich bei euch findet, die ihr den Wissenschaften obliegt: als ob nämlich ihr schon durch die Beschäftigung mit dem Reiche des Wissens erhaben wäret über den Handwerker, der den Amboß hämmert, und den Ackersmann, der hinter der Pflugschar einhergeht. Ich sage euch: worauf es auch bei euch ankommt, das ist, was die Seele sei eures Treibens, ob die Seele auch eures Berufes Gott sei. Ist die Seele und das Ziel des täglichen Strebens nicht Gott und seine heilige Ehre, so sage ich: euer Werk ist fleischlich, das Werk aber des Ackermanns hinter der Pflugschar ist geistlich!

Ja, mit heiligem Zorn möchte derjenige, der seinen Ursprung nicht vergessen hat, in das Gewühl der götzendienerischen Menge treten; aber bei näherer Erwägung löst dieser heilige Zorn sich in Wehmut auf, wenn wir nämlich bedenken, daß, was sie in allem ihren verkehrten Treiben eigentlich meinen, doch Gott ist, und daß, was sie suchen, sie nur bei Gott finden können. Sie suchen Wissen: Gott ist Weisheit; sie suchen Lust: bei dem Urquell alles Lebens ist der Urquell aller Lust; sie suchen Ruhe: bei Gott ist Ruhe. Gleichwie daher Paulus in Athen gepredigt hat: „Ich predige euch den unbekannten Gott, den ihr anbetet, ohne ihn zu kennen", so möchte man in die Welt hineinrufen: „Ihr Menschen, suchet, was ihr suchet, aber es ist nicht da, wo ihr es suchet!" O, meine Brüder, daß oftmals, wenn ihr nach Freude, Frieden und Ruhe jagt und sie nicht findet, weil ihr sie nicht in Gott suchet, o, daß es wieder und wieder in euer Ohr töne: „Suchet, was ihr suchet, aber es ist nicht da, wo ihr es suchet!"

Nun denn, ihr Christen, die ihr euch zu dem Glauben

an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden bekennet, als zu eurem Ziele: werdet ihr es inne, welche Würde dieser Glaube euch selber mitteilt? Und sieht man es euch an, daß ihr eines so hohen himmlischen Glaubens Genossen seid? O, von diesem Augenblicke an, wenn ihr hinaustretet aus diesen Hallen, so sehe man euch an: Das sind Menschen, die da glauben, daß alle Dinge in der Hand einer väterlichen Allmacht liegen, und die daher alle Zeit getrost sind! — so sehe man euch an: das sind Menschen, die da glauben, daß sie von Gott ihren Ursprung haben, und denen daher nimmer an der Brust der ganzen geschaffenen Natur wohl wird! — das sind Menschen, die da glauben, daß sie in Gott ihr Ziel haben, und deren Auge daher, während sie auf Erden wandeln, nach dem Himmel gerichtet bleibt!

(„Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens." Band II. 5. Auflage. Gotha, Fr. A. Perthes, 1863. [Ursprünglich erschienen als „3. Sammlung", 1837 gehalten in der Ulrichskirche und im Dom. Ebenda.] Seite 104—111.)

II. Von der Welt.

1. Schöpfung.

Psalm 19, 1—7. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem anderen, und eine Nacht tut es kund der anderen. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte in denselbigen gemacht. Und dieselbe gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dasselbe Ende, und bleibet nichts vor ihrer Hitze verborgen. (V. 8 ff. Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel usf.)

. . . Das Wort Gottes verklärt einer frommen Seele die ganze Welt und macht auch die Natur zu einer Predigt Gottes. Aus zwei Teilen ist dieses Loblied Davids (der 19. Psalm) zusammengesetzt. Der erste preist die Predigt, die herabschallt vom Dome des Himmels, wenn die Sonne aufgeht in ihrer Pracht; die andere rühmt die Predigt im Worte des Gesetzes, in den Rechten des Herrn und in seinen Zeugnissen. Seht, wie demnach der Inhalt dieses Psalms uns in einem unserer Bedenken beschämt, einem Bedenken namentlich jugendlicher Gemüter. Will es einem nämlich nicht manchmal bedünken, als gebe es keine unvereinbareren Gefühle als die, welche hier in den steinernen Domen erwachen bei einem „O Haupt voll Blut und Wunden", neben den Altären mit den schwarzen Kreuzen, bei der Predigt von der Selbstverleugnung,

Buße und Kreuzesnachfolge, und die, welche in uns aufwachen, wenn wir von Wald und Höh' ins tiefe Tal hinabblicken in die lachenden Schmuckkammern der Natur? Geht's nicht namentlich jugendlichen Gemütern so, daß der Gott der Natur und der Bibel ihnen ein so ganz verschiedener erscheint, daß sie über der Natur die Kirche des Herrn und über der Kirche des Herrn die Natur aufgeben zu müssen meinen? Dort in der Natur, wie es scheint, die Predigt, daß Natur und Mensch noch herrlich wie am ersten Schöpfungstage, hier in der Kirche die Predigt von einer gefallenen Menschheit, welche die Natur mit in ihren Fall hineingezogen, in den Zustand „der Knechtschaft und der Eitelkeit", von dem Paulus spricht. Dort nur die Offenbarung des Reichtums und der Liebe, hier neben der eines allerdings auch erbarmenden und liebenden, doch auch die eines heiligen Gottes, der „ein verzehrendes Feuer ist seinen Widersachern". So sehr hat es den Anschein, daß Gottes Wort in der Natur und Gottes Wort in der Bibel wider einander klingen.

Für David nicht also; für David hat der Lobgesang Gottes in der Natur am Worte Gottes seine Fortsetzung. Die Ehre Gottes, welche die Himmel erzählen, findet er auch in Gottes Rechten und Geboten. Und in der Tat, das Wort Gottes in der Schrift, es ist auch der zweite Band des Buches seiner Offenbarung, der erst den Schlüssel enthält zu dem ersten Bande, zu dem Buche der Natur. Mit diesem Schlüssel muß an das Buch der Natur herantreten, wer sie ohne Mißverstand verstehen will. Zuerst, daß wenigstens der Mensch eine gefallene Kreatur, legt davon nicht auch die Natur Zeugnis ab? Denn jene heilige Wehmut, die uns überfällt, so oft wir still und gesammelt ihrer Harmonie gegenüberstehen, ist sie nicht das stärkste Zeugnis, daß ihre Harmonie nicht die unseres eigenen Herzens ist? Und ferner, wenn ihr euch dagegen sträubt, was die Schrift sagt, daß der Mißton, der durch des Menschen Herz geht, seit er eine gefallene Kreatur

ist, auch durch die Natur sich hindurchgezogen habe — sind es denn bloß die Szenen der Harmonie und des Friedens, welche die Natur vor unser Auge stellt, oder zeigt nicht auch sie uns einen verborgenen zerreißenden Mißton, wenn sie in Sturm und Ungewitter, in Erdbeben und feuerspeienden Bergen die zerstörenden Kräfte offenbart, die sie in ihrem Schoße birgt? Wie auf der anderen Seite — trotz des unleugbaren Zwiespalts der menschlichen Natur — doch auch diese des Friedensschimmers nicht ganz entbehrt, und wir vor dem tiefen Frieden des schlummernden Säuglings mit Entzücken stehen können. Ihr macht weiter der Schrift den Vorwurf, daß der Gott, der „ein verzehrendes Feuer“ ist, nur in ihr, nicht in der Natur zu finden sei? Ihr denkt abermals nur an die Szenen, wo die Natur im Frieden liegt, aber nicht an die, wo sie sich mit Kräften der Zerstörung wappnet. Gerade umgekehrt, sind nicht die zerstörenden Kräfte der Natur, wenn sie so ohne Wahl und ohne Unterschied von Gerechten und Ungerechten über den Sterblichen hereinbrechen, wenn dort der Blitzstrahl das Haus des Frommen entzündet und das des Verbrechers verschont, wenn hier eine betende Gemeinde vom Erdbeben verschlungen wird und dort ein Missionsschiff von der brandenden Woge — ich sage, sind es nicht vielmehr die zerstörenden Kräfte der Natur, durch welche Unzählige an dem im Evangelium geoffenbarten erbarmungsreichen Vater Jesu Christi irre werden? Ein verzehrendes Feuer ist Gott nach der Natur wie nach der Schrift, nur ist diese es, die ihn uns als den heiligen offenbart und damit verkündigt, welche das sind, denen seine Flammen verderblich werden — mag es noch so oft anders scheinen, wie's das Ende zeigen wird, doch nur seinen Widersachern. — Wohlan denn, so laßt uns das Buch der Natur aus dem Worte Gottes deuten, dann aber auch mit David bekennen, daß es nur ein und dieselbe Predigt der Ehre ist, derselben Heiligkeit und Liebe Gottes, die im Buche

der Natur zu tönen anfängt und im Buche der Schrift sich fortsetzt.

Ein reicher Gott ist unser Gott: seine Mannigfaltigkeit macht seinen Reichtum offenbar. Mannigfaltig ist er in den Zeugnissen seines Wortes, bald tönt der Donner seines Gesetzes, bald lockt uns die süße Stimme seiner Verheißungen. Jetzt spricht er in Gleichnissen, wie das Volk redet, jetzt in Psalmen und geflügelten Sprüchen, bald durch Könige und Patriarchen, bald durch Zöllner und Fischerleute. Derselbe Reichtum seiner Mannigfaltigkeit in seinen Offenbarungen in der Natur: auf der Erde unendlich bis zu den verborgensten Moosen, am Himmel unendlich bis zu den entferntesten Milchstraßen, majestätisch in der Nacht und majestätisch am Tage. Da schaut David im 8. Psalm seinen Nachthimmel an und steht voll Andacht, wenn er den Mond sieht und die Sterne, das Werk, das seine Hände bereitet haben; hier steht er versenkt in die Wunder seines Tageshimmels, des lichten Firmaments, der kristallenen Feste, die auf unsichtbaren Säulen ruht, des Kunstwerks seiner Finger.

Es ist eine Traditionskette, die gar nicht abreißet; wie Tag und Nacht nicht abreißen, so wird die Kunde seiner Majestät von einem Tage dem anderen überliefert, von einer Nacht an die andere. Eine Predigt ist's, die über die ganze Erde schallt, deren „Schnur", wie wir in unserem Text lesen, d. i. deren Saitenspiel bis an der Welt Ende geht. Denn wo wäre ein Volk, dem nicht beim Anschauen der Lichter, die aus einer fernen, verborgenen Welt ihren Glanz auf die Erde herabsenden, eine Ahnung aufgegangen wäre von Gottes unsichtbarem Wesen, seiner ewigen Kraft und Gottheit — nur, daß sie an dem, der sie so herrlich angezündet, den Ehrenraub begangen haben, statt seiner, des Schöpfers, nur das Geschöpf anzubeten. „Keine Sprache und keine Rede ist, da man nicht ihre Stimme höret": wo irgend menschliche Sprache ist, da vernimmt man auch Zeugnisse dieser Majestät, Gesänge

und Loblieder — nur, daß sie, ach! diesen majestätischen Zeugen von Gottes Allmacht gebracht werden, statt ihm selbst, von dessen unsichtbarem Wesen sie dem Menschen ein Zeugnis geben sollen. So nämlich ist der an dem Sichtbaren allein haftende sinnliche Mensch, daß dieser erste Teil der Offenbarungen Gottes doch vor seinen Augen eine unleserliche Schrift bleibt, solange nicht der andere Teil der Offenbarungen in seinem Worte hinzukommt und eine unmißdeutbare Erklärung hinzutut. Blickt nur um euch herum: sehet ihr nicht auch unter der Christenheit Tausende, denen bei ihrer überschwenglichen Bewunderung der Natur, so lange sie das Wort Gottes in seiner Offenbarung verschmähen, diese sichtbare Natur Gott mehr verhüllt, als offenbart?

Ganz besonders bleibt aber der Jünger vor dem hehrsten der himmlischen Zeugen stehen, dem Gestirn des Tages — nicht, um das Geschöpf zu bewundern, sondern den, der es so wunderbar gemacht hat, der — wie die Heilige Schrift sagt — „seine Sonne aufgehen läßt über die Gerechten und Ungerechten". Ist sie doch ein rechtes Bild von dem, der sie gemacht hat, so allumfassend, so allgegenwärtig mit ihrem Segen, mit Licht und Wärme, gleich wie er! „Von einem Ende des Himmels läuft sie bis zu dem anderen, und bleibt vor ihrem Licht und ihrer Wärme nichts verborgen", — was sich ihr nicht selbst entziehen will. Mögen gleich die Nachtgestirne in ihrer Unendlichkeit das Gemüt mit noch unaussprechlicheren und unermeßlicheren Ahnungen füllen, so ist es doch nur die Unermeßlichkeit unseres Gottes, die sie uns predigen, während das Tagesgestirn mit seinem Licht und seiner Wärme der Prediger jener allumfassenden und segnenden Liebe ist. Ist nicht die Sonne recht eigentlich wie ein Abgesandter und Vertreter des unsichtbaren Gottes an den Himmel gestellt? Und wie dieser unsichtbare Liebesgott mit jedem Tage aufs neue über uns aufgeht, Segen und Gnade unter seinen Fittichen, ohne ärmer zu werden,

wieviel er auch seit Jahrtausenden ausgegeben hat, und immer aufs neue zu segnen bereit, wie viele ihn auch verschmähen, also geht auch sein Himmelszeuge kraftvoll als ein Bräutigam aus seiner Kammer voll Freude, seinen Weg zu laufen als ein Held: kommt der Abend, so ist ihm eine Hütte bereitet, und bricht der Morgen wieder an, so tritt auch er seinen Weg aufs neue an, Heil und Segen unter seinen Fittichen.

So preist David die Ehre seines Gottes, seine Heiligkeit und Liebe nach dem Buche der Natur.

(Aus der 22. Predigt von „Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheits-Predigten", Berlin, Wiegandt & Grieben, 1860. S. 177—180.)

Ich sah ein wißbegierig Kind,
Dem Binnenland entstammt, wie's einer Muschel
Sehr zarte Lippen an das Ohr sich legt
Und lauscht, mit ganzer Seele lauscht.
Es fängt der Freude Strahl gemach
Das Antlitz zu bespielen an, denn sieh, ein Murmeln
Beginnt im Innern harmonienreich und zart.
Was sagt's? Ist's nicht der Widerhall von jenem Ozean,
Dem sie entstammt? Ist's nicht der Sehnsucht Ruf,
Der in der Heimat Land zurückbegehrt?

O sagt! Das Weltall, ist's nicht eine Muschel nur,
Die tief im Grunde birgt des Ursprungs Spur?
Ihr schaut mit Lust sie, und sie kommt euch schweigsam vor.
O schaut nicht bloß, o legt das zarte Ohr
An ihre Lippen an, und süße Harmonie
Erschallt von dem, der ihr das Sein verlieh;
Gibt laute Kund' von jenem Lebensozean,
Wo sie entstand, der einst sie wird umfahn.

(Aus „Stunden christlicher Andacht", ein Erbauungsbuch. 7. Auflage. Gotha, Fr. A. Perthes, 1863. S. 437.)

Die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten;
Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten.

(Ebenda, S. 439.)

2. Regierung. Kein Zufall.

Luk. 10, 31. Es begab sich aber von ungefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sahe, ging er vorüber.

Von ohngefähr — so weiß denn also vom Ungefähr auch die Heilige Schrift. Man macht sich wohl manchmal ein Bedenken daraus, vom Zufall zu reden: Das Wort wenigstens kann keine Sünde sein, da es der Heiland auch gebraucht hat. Aber was ist der Zufall? Eine Gottheit — ein Schicksal neben oder gar über dem allmächtigen Vater Himmels und der Erde ist's nicht. Nein, aber ein Wort ist's, das man überall dahin stellt, wo eine Lücke in unserer Weisheit ist, wo unsere Einsicht in dem Zusammenhang von Ursach und Wirkung eine Lücke hat. Es ist mehr ein Name für etwas, das in uns ist, als für etwas, das in den Dingen ist. Wirkungen, die nicht aus Plan und Absicht hervorgegangen zu sein scheinen, die nennen wir Zufall. So sprechen wir vom Zufall, wo geschieht, was der Mensch nicht beabsichtigte, wie eben da der Herr sagt, daß „der Priester von ungefähr dieselbe Straße hinabzog"; und da hat dann das Wort seinen guten Sinn. So reden wir aber auch vom Zufall, wo es uns dünkt, als geschehe etwas wider göttlichen Plan und Absicht, und da ist das Wort denn nur ein Wort. Wir reden von Notwendigkeit, wenn der müde Greis — nachdem die beiden Fenster der Sinnenwelt, die müden Augen, sich geschlossen, auch die Tür des Mundes sich nur noch selten öffnet, und das graue Haupt längst die Livree des Todes angetan hat — an Altersschwäche stirbt; denn wir erkennen Plan und Absicht, wenn die Frucht gemäht wird, nachdem sie reif geworden, und man den Arbeiter von dem Felde abruft, wofür sein Werkzeug stumpf geworden. Wird aber der Jüngling unversehens hingerafft, und durch ein Ungefähr, vielleicht

durch einen Stein vom Dache, das edle Gefäß zertrümmer ehe noch der darin aufgehobene Geist seine Schwinge entfaltet hat, da sprechen wir von Zufall, denn w sehen keine göttliche Absicht.

Es behauptet zwar Agur, der Sohn Jake, er sei „d allernärrischeste" (Spr. 30, 1—2) unter den Menschenki dern; doch wüßte ich manche Menschenkinder, angesich derer er von solchem Dünkel wohl abkommen müßte. Den was soll man von den Meistern sagen, die da meinen, da die Grenze aller Gedanken und alles Wissens sei, w ihnen die Gedanken anfangen auszugehen? Wir Men schenkinder wären wohl gar arm, wenn alles das, wa wir nicht sehen, darum noch nicht wäre! Nein, in eine Welt, von der geschrieben steht: „Du hast alles geordn nach Maß, Zahl und Gewicht" (Weish. 11, 22), kan der Zufall keinen Ort haben. Das Los kann einer wunderlich in den Schoß fallen, von unsichtbaren Hände und von sichtbaren, plötzlich, oder so, daß man es komme sieht, von der Seite, von oben oder von unten, reichli oder spärlich — es fällt doch immer nur, wie der Her will (Spr. 16, 33). Solange wir nun in einer Schu klasse sind, da wir's, wie in anderen Stücken, so auch in de edlen Rechenkunst über das „Stückwerk" nicht hinaus bringen, muß freilich in Gottes Welt der Zufall für un noch eine große Rolle spielen; und wenn wir vernehmen, da in dieser Welt „alles nach Maß und Zahl und Ge wicht geordnet ist", können wir solche Botschaft wol glauben, aber nachrechnen können wir nicht. Da e nun erstlich törichte Geister gibt, die überhaupt vo lauter Tun nicht zum Rechnen und Messen kommer so muß denen freilich auch in der großen Gottesstadt de Welt das Ungefähr auf allen Gassen entgegenlaufen.

Ein Narr glaubt solches alles nicht,
Meint, daß es von ungefähr geschieht,
Gleich wie er selbst lebt immer hin
Nach ungefährem blinden Sinn.

Da es zum anderen eitle Geister gibt, die wirklich meinen, daß des Witzes Grenze wäre, wo etwa ihr Witz zu Ende geht, so ist's kein Wunder, wenn auch der Fuß dieser weisen Leute alle Augenblicke an den Zufall stößt; denn die leiden's viel lieber, wenn du die Weisheit, welche die Welt gemacht hat, für Stückwerk hältst, als ihre eigene. Wer mit Eitelkeit schwanger geht, kommt mit Lügen nieder. O, ihr hohen Meister, ihr solltet doch recht froh sein, zu hören, daß euer Wissen Stückwerk noch ist, könnt ihr euch doch darauf Hoffnung machen, wenn das Vollkommene kommt, noch recht viel Neues und Schönes zu erfahren! Muß man sich nicht wundern, daß es so gar viel Mühe kostet, euch davon zu überreden, daß jener Tag in so manchem Zufall und so manchem Ungefähr Maß und Zahl und Gewicht offenbar machen werde, da es doch so vielfach schon der irdische Tag tut? So gingen einst Zween, davon der eine ein sonderlicher Freund des Zufalls war, für den er kräftig das Wort erhob, auf einer Landstraße daher. Der andere, der an die Weisheit glaubte, die „alles nach Maß und Zahl und Gewicht geordnet hat", macht, wie von ungefähr, den Philosophen darauf aufmerksam, wie rechts am Wege alle Bäume kräftiger und schöner, links kleiner und schwächer wären — ein Spiel des Zufalls offenbar! Das leuchtet auch dem Philosophen ein, aber siehe — es lag zur linken Seite der Weg niedriger, und die Bäume hatten weniger Sonne. O, wieviel weniger des Zufalls würde man doch in der Welt sehen, wenn der Mensch nicht so viele zufällige, endliche und beschränkte Gedanken hätte!

Wer will denn alles gleich ergründen!
Wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Wie kann auch der Zufall aus Gottes Hand genommen und in eine fremde Hand gelegt werden, wenn wir sehen, wie oft die gescheitesten Gedanken nicht ans Ziel führen, und das Stäublein, das von der Wand fällt, der kleine

Schatten, der vor die Sonne tritt, die größten Dinge entscheiden. „Es begab sich von ungefähr“, daß der Priester und der Levit und der Samariter vorübergingen. Und wäre der Samariter nicht vorübergegangen — so wäre ein Menschenleben verloren gewesen! Als Napoleon von Ägypten wieder zurück nach Frankreich ging, hatte Nelson mit seiner ganzen Flotte den Flüchtling ins Auge gefaßt; auch stand er einmal mit seiner Flotte den paar Schiffen Napoleons gerade gegenüber; aber ein dichter Nebel legte sich zwischen beide, und wäre der Nebel nicht gewesen, so — wäre die Welt eine andere geworden. In feierlicher Pracht liegen die uralten Schneelawinen auf den Häuptern der Eisberge und ruhen jahraus, jahrein, bis etwa der Flug des Vögleins, das eilends vorüberstreift, sie berührt und — unter ihrem Sturz gehen viel tausend Menschenleben zugrunde. Freilich machen die kleinen Anstöße keine Revolutionen, und die kleinen Fügungen verhindern auch keine. Freilich müßte manches Jahr die Schneelawine sich aufgehäuft haben, wenn die Stadt zugrunde gehen sollte, und mußte Napoleon ein Napoleon sein, wenn durch den Nebel die Gestalt der Welt verändert werden sollte, aber der Anstoß des Vögleins und die Scheidewand des Nebels mußte doch auch dazu kommen.

Gerade Männer, die über das Schicksal der Welt zu entscheiden haben, erkennen am ehesten, wie den Ausschlag das gibt, was sie Geschick, Zufall nennen. Napoleon hat vielmals von sich selber gesagt: es könnte keinen Menschen geben, der stärker an die Vorsehung glaubte als er; hätte er an die Vorsehung geglaubt, so hätte er seine Knie gebeugt und ihr die demütigen Opfer seines Dankes gebracht — aber er glaubte an ein blindes Geschick, und darum opferte er sich selbst als dem Günstling desselben. Die aber, in deren Hände große Dinge gelegt sind, und welche den König aller Könige kennen, die legen das Bekenntnis ab: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so

arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen, denn — seinen Freunden gibt er's schlafend" (Ps. 127, 1—2).

Ist alles in der Welt mit Maß und Zahl geordnet, so kann ja auch nicht ein einzelnes herausgenommen werden, ohne daß alles zusammenbricht, oder doch seine Harmonie verliert — so wenig, als in einem wohlgeordneten Bau. Darum hat denn auch die Heilige Schrift oftmals hervorgehoben, daß das Unglück wie das Glück, das Böse wie das Gute, unter dem Regiment Gottes steht. „Der ich das Licht mache", heißt es, „und schaffe die Finsternis; der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut" (Jes. 45, 7). „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?" (Amos 3, 6) ruft ein anderer Prophet. So heben im Neuen Testament der Herr und seine Apostel auch bei der schwersten Freveltat hervor, daß alles nach dem Rate des Herrn geschieht; wie es heißt: „Wahrlich ja, sie haben sich versammelt über dein heiliges Kind Jesum, welchen du gesalbet hast, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden und dem Volke Israel zu tun, was dein Rat und deine Hand zuvor bedacht hat, das geschehen sollte!" (Ap.-Gesch. 4, 27—28). Auch ist ja die Weissagung der Propheten des Alten Bundes und des Herrn ein so deutliches Zeugnis, wie beides, das Kleine und das Große, unter der Aufsicht Gottes steht. O, des kurzsichtigen Menschen, der, weil er selbst das Kleine nicht mit dem Großen zugleich zu umfassen vermag, nun auch meinte, es müsse mit dem ewigen Gotte ebenso sein! Aber wäre denn der Ewige so groß, wie er ist, wenn er um seiner Größe willen das Kleine aus den Augen verlieren müßte? Könnte die Welt mit Recht ein Kunstwerk genannt werden, wenn derselbe Künstler, der im Großen erkannt wird, nicht auch im Kleinsten waltete?

Ich kann niemals einen jener alten Dome erblicken, wo auch die untersten Ränder der Schwelle mit derselben Liebe, mit demselben Fleiße, in demselben Geiste gearbeitet sind wie der Turm, der hoch in den Himmel ragt, ohne darin ein Gleichnis des Werkmeisters der ganzen Welt zu erkennen. Auch hier heißt es:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Nein, er muß so groß sein im Kleinen wie im Großen.

Das Veilchen, das in Bergen tief
Kein Menschenauge fand,
Das pflanzt' desselben Gottes Hand,
Der dich ins Dasein rief.

Der Welten rief aus seinem Schoß,
Denkt auch des Blümleins klein;
Kann es denn auch wohl anders sein,
Wär' er dann selbst so groß?

So will ich denn den Ewigen nicht messen nach dem Maßstabe meines winzigen Auges. Und weil gerade mir das Ohr noch nicht geöffnet ist, um aus dem Widerstreite aller Mächte und Wesen der Welt die Harmonie heraus zu vernehmen, in der alles zusammenklingt, so will ich sie doch nicht bestreiten. Wenn ich mir denke, ein Tauber würde plötzlich zum erstenmal eines großen Orchesters ansichtig und sähe die Arbeit der Hände und der Füße und den Schweiß des Angesichts, und — alles um nichts! Das würde ihn ja wohl töricht bedünken: so stehen auch wir Menschen gegenüber dem Universum. O, wenn ich ihn einst erkennen werde, wie ich von ihm erkannt bin, und werde dann durch alle seine Welten hin Maß, Zahl und Gewicht erkennen, nach denen alles darin gemessen ist, und das Kleinste mit dem Größten darin zusammenhängt und zusammenstimmt, das wird eine selige Harmonie sein, an der ich mich laben will in Ewigkeit!

(„Stunden christlicher Andacht." Gotha 1863. Nr. 25.)

III. Von der Seele des Menschen.

1. Ihr Wert.

Ich weiß es nicht, ob auch manchem von euch die Stunden der Versuchung schon gekommen sind, wo einem die Menschheit so unbeschreiblich nichtig und verächtlich vorkommt, wo es einem scheinen kann, als könne es über diesem Gewirre von Elend und von Sünde, wo eine Torheit und ein Verbrechen das andere jagt, und ein Jammer den anderen überbietet, kein Gottesauge mehr geben und kein waltendes Vaterherz. Sind selbst über Prophetenherzen solche Stunden der Versuchung gekommen, wie könnten wir uns wundern, wenn sie auch bei solchen, wie wir sind, nicht fehlen! „Warum lässest du die Menschen gehen wie Fische im Meere, wie Gewürm, das keinen Herrn hat!“ hat ein Habakuk in einer seiner schwachen Stunden zu Gott gerufen. Ein Gottesbild ist das Menschenkind, so werden wir gelehrt — o, sehet das Gottesbild hier in den Schenken, dort an den Galeerenbänken, seht es auf seinem Strohlager und in seinen Lazaretten! Gottes Bild das Menschenkind — sehet, wie diese Gottesbilder die Faust gegeneinander ballen, wie sie die Brandkugeln als Brudergruß einander zuwerfen, wie sie mit einem: Was geht's mich an! sich gegenseitig verhungern lassen in den Lehmhütten und an den Landstraßen! Ich sage noch mehr: kommen sie nicht, die Stunden, wo dieses Gottesbild sich in sich selbst so gründlich verachten muß, daß es in sich selbst kein Erbarmen finden kann mit sich selbst? — Aber verachte dich, wie du willst, verachte die Menschheit, wie du willst, doch bist du, doch ist die Menschheit teuer geachtet vor Gott, und das mußt du glauben, wenn's besser werden soll mit der Menschheit und mit dir.

So soll uns denn das Gleichnis vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen (Luk. 15, 1—10) die Wahrheit aufs neue bestätigen: Trotz allem, was dagegen spricht, doch ist jede Menschenseele unaussprechlich teuer geachtet vor Gott.

Da treten die Hunderte von Kindern mir vor die Augen, die man in jeder Stadt aufwachsen sieht, ohne daß eine Menschenseele sich ernstlich um ihr Heil bekümmert; die Tausende von Jünglingen, die geistig und leiblich verloren gehen in den Lazaretten, auf der See, in den Kriegen, die vielleicht nicht eine einzige Seele haben, die sie nur vermißt. Die Nation, welche den dritten Teil des Menschengeschlechts ausmacht, die dreihundert Millionen Chinesen, von denen in jeder dritten Sekunde einer aus der Zeit in die Ewigkeit geht, ohne von einem Gott, einem Heilande und einer Ewigkeit etwas zu wissen. Und dennoch, dennoch ist es wahr nach meines Heilandes Munde: Es gibt einen Gott, der jedes verlorene Schäflein seiner Herde vermißt, der jeden Groschen, das ist jede Menschenseele, gezählt hat, welchem Gott sein königliches Ebenbild aufgeprägt hat — auch die Verachtetsten nicht ausgenommen. Uns scheinen sie hinzugehen, wie die Fische im Meer und wie das Gewürm, das keinen Herrn hat. Und doch hat er in der Fülle der Zeit seinen Sohn ausgeschickt, um auch die Geringsten und Verachtetsten unter den Vermißten, ja, gerade diese am meisten aufzusuchen. Warum? Denn sie sind einmal Glieder seiner Herde, sie sind sein gottgegebenes Eigentum, wie der Evangelist spricht: „Er kam in sein Eigentum", und wie der Herr selbst spricht: „Du hast mir Macht gegeben über alles Fleisch". — Wie manchen weiten Weg hat er laufen müssen, durch wie manches Dornengebüsch und durch wie manchen Sumpf hindurch, wie manchen Berg hinauf, wie manchen Abgrund hinunter! Und doch hat er es nicht gescheut. Und wie groß ist seine Freude über die einzelnen gewesen, wie hat er das wiedergefundene Schäflein, damit

es ja nicht aufs neue irre gehe, auf seine Achsel genommen; und als er zurückgekommen, alle Nachbarn und Freunde zur Mitfreude herbeigerufen! Wie hat er um des verlorenen einen Groschens willen das Licht angezündet, das Haus gekehrt, gesucht und wieder gesucht mit Fleiß, bis daß er ihn gefunden und Nachbarn und Freunde zur Mitfreude herbeigerufen — warum? Das Ebenbild des großen Königs war einmal dem Groschen aufgeprägt, er war in den Kot getreten, aber das Bild war nur mit Schmutz und Kot bedeckt, verloren und ganz verwischt war es noch nicht. Wenn nun aber der Sohn, wie er selbst sagt, „nichts anderes tun kann, als was er den Vater tun sieht"; wenn der Sohn selbst vom Vater zeugt: „Das ist aber der Wille des Vaters, daß ich nichts verliere von allem, was er mir gegeben hat", und wenn wir hier weiter lesen von der Freude, die von der Erde bis in den Himmel hinaufschallt über jeden Sünder, der Buße tut, muß es nicht doch wahr sein — trotz allem Nein und Aber, welches der Augenblick dagegensetzt — daß jede Menschenseele unaussprechlich teuer geachtet ist vor Gott? Was aber die Jahrtausende betrifft, die hingegangen sind, ehe noch der gute Hirte erschienen war, der mit seiner Hirtentreue die verlorenen Schäflein sucht und die Millionen, die jetzt in jeder Minute dahinsterben, ohne daß der gute Hirt sie gesucht hat: werden wir nicht zunächst, was das letztere betrifft, nur die Untreue der gefundenen Schafe anzuklagen haben, das ist der lau gewordenen Christenheit; denn warum, o warum ist der Missionseifer jenes ersten Christenhäufleins so bald erloschen? Wäre geschehen, was hätte geschehen sollen, müßte nicht jetzt eigentlich kein Volk mehr auf Erden sein, das den Namen seines Heilandes nicht kennte? Müßte es nicht mithin auch so stehen, daß, so viel ihrer verloren gingen, nur verloren gingen nicht durch fremde, sondern durch eigene Schuld? Weiter aber, da sie doch nicht büßen können, was wir gesündigt haben, was sollen wir sagen? Wissen wir, wie teuer jede

Menschenseele vor Gott geachtet ist; wissen wir ferner, was er selbst ausgesprochen, daß er „der harte Herr nicht ist, der ernten will, wo er nicht gesäet hat" — sollen wir nicht glauben an eine zukünftige Welt, wo er seinen Namen rechtfertigen wird an jenen Millionen Seelen, die wir trägen Christen durch unsere Schuld haben leben und sterben lassen ohne Heiland und ohne Gott? Wer die ersten Akte eines großen Dramas sieht, dem ist alles noch Rätsel: so glauben auch wir unterdes daran, daß mit dem letzten Akt des großen Weltdramas sich alle Rätsel lösen werden in das Bekenntnis: Wie unendlich teuer ist jede Menschenseele geachtet vor Gott!

(Aus: „Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten" Nr. XXIII, S. 185—188.)

2. Ihre Gottverwandtschaft.

In der Zeit, in welche meine Jugendbildung fällt, wurde die Einsicht als ein neuer Gewinn der Wissenschaft angesehen, daß der Mensch von der Tierwelt her seinen Stammbaum zu datieren habe, und daß auch der Wunderbau menschlicher Sprache nur die Nachahmung des Schafes sei und des zwitschernden Vogels. Jetzt hat die Mehrzahl auch der Forscher der Wissenschaft von solcher Ansicht sich abgewendet. Unser Jahrhundert, das Jahrhundert der Entdeckungen, hat in Asien und Amerika, anfangsweise selbst in Australien Denkmäler gefunden, welche, je näher der grauen Urzeit, auf eine desto höhere Stufe der Kultur, Kunst und Wissenschaft hinweisen. Von jener Sprache der Naturlaute keine Spur, sondern, je höher hinauf, desto mehr die menschliche Sprache ein kompliziertes Kunstwerk des Geistes.

Uns, die wir auf dem Boden der Schrift stehen, scheint es, daß aus einem früheren Zustande, wo der Mensch bei aller kindlichen Unschuld der Gottheit nähergestanden, ihm ein Vermögen unmittelbarer Intuition geblieben, welches zu höheren Produktionen in Kunst und Wissen-

schaft ihn befähigte. Nur in der Religion finden wir jene alten Völker klein. Und gerade von den höchsten Gütern, die sie besessen, sollte ihnen gar keine Erinnerung geblieben sein? Aber das Alte Testament spricht uns von einem Geschlecht von „Gottessöhnen", welches als eine Milchstraße durch die Nacht des Heidentums sich hinzieht. Wir hören (1. Mos. 14) von einem Priesterkönige Melchisedek mitten unter den Heidenvölkern von Kanaan, welcher denselben Gott mit Abraham verehrt. Auch ein Bileam in Mesopotamien, wenngleich mit halbem Herzen. „Ach, daß die Gottlosen müßten zum Abgrunde verkehret werden, alle Heiden, die Gottes vergessen!" heißt es Ps. 9, 18. Dies die Einsicht, von welcher Paulus ausgeht in dem, was er Röm. 1, 18 über den Ursprung des Heidentums lehrt. Da teilt er uns keineswegs die gemeine Ansicht der Gelehrten seiner Zeit und seines Volkes mit: Sie pflegten das Heidentum aus einer Verführung durch Dämonen abzuleiten. Nach dem Apostel ist es aber nicht von außen her durch Verführung an sie gekommen, ist vielmehr der Mensch der verlorene Sohn, der aus des Vaters Hause sein Erbgut in die Fremde mitgenommen und es dort vergeudet hat . . . „Wir sind göttlichen Geschlechts", ruft Paulus und weist damit auf den Geist aus Gott. Während alles andere Geschöpf auf das allmächtige „Werde" wurde, die Erde sich regte und das Meer zu wimmeln anfing, wurde der seinem einen Teile nach der Erde angehörende Mensch erst Mensch, als der Hauch von oben ihn belebte. Wären sie also auch nur zurückgegangen auf ihr eigenstes Wesen, das vom Himmel stammte, sie hätten sich nicht an die Sinnlichkeit so verlieren können, zu wähnen, daß irgend ein Gebilde der Erde ihn wahrhaft darstellen könne.

. . . Nach der einen Seite betrachtet, nach seiner Wurzel, ruht das Heidentum auf dem Triebe der Anbetung, welchen der Mensch als eine Reliquie seines göttlichen Ebenbildes auch im Zustande seiner Entfremdung

von Gott noch behält, und nach dieser Seite gehören auch die heidnischen Religionen in das Reich des Lichtes. O, dieser Trieb, etwas anzubeten, das hoch über uns ist, ist er nicht noch eine Reliquie des göttlichen Ebenbildes? Wer keinen Trieb der Anbetung mehr besitzt, nur der ist ganz gott-los geworden; mit ihm möchte man nicht mehr verkehren. Und dieser Paulus, der Hebräer aus den Hebräern, der Mann aus dem Stamme Benjamin, was hat der sich noch für ein offenes Auge behalten für diesen Trieb der Anbetung, auch wo er unter der ungestaltetsten Verkleidung des Götzendienstes erscheint! „Ihr Männer von Athen“, spricht er Apostelgesch. 17, 22, „ich sehe, daß ihr überaus gottesfürchtig seid“ (denn also sind jene Worte zu übertragen). In den Eindruck, aus welchem diese Worte herausgesprochen sind, wird nur derjenige sich recht versetzen können, dem es etwa vergönnt gewesen, auf dem klassischen Boden der alten Weltstadt die Unzahl von Tempeln und Gegenständen der Anbetung noch jetzt in ihren Überresten anzuschauen, welche einst jenes Forum, den Ort der Volksversammlung, zu einer Götterversammlung machte. Wir haben kaum eine Vorstellung von dem Reichtum der Anbetungsgegenstände und -örter in jenen Städten der alten Welt. Und während die Wohnhäuser jener Alten, wie man es in Pompeji noch wahrnehmen kann, über alle Beschreibung eng und dürftig sind, ragen ihre Tempel über ihre Paläste hoch hinaus, mit aller Herrlichkeit ausgestattet. Möchten die Pfleger unserer Jugend bei der Erklärung der Klassiker das Bewußtsein in denselben wecken, wie wir bei allem Reichtum der Schätze unseres religiösen Lichtes von jenen Heiden beschämt werden durch ihren Durst nach Anbetung, wie dort in der Odyssee jene Ermahnung an Telemach lautet, welche Melanchthon den schönsten Vers im Homer nennt. Den dem Meer glücklich entronnenen Jüngling ermahnt Pisistratos zum Opfer und Gebet. „Es wird doch auch er, obwohl ein Jüngling, die Unsterblichen gern

anflehen, denn — *der Götter begehren ja alle Menschen.*"

Von der Fülle dieser Zeugnisse des Anbetungstriebes wird nun auch das Herz des Apostels in Athen bewegt: „Er ergrimmte im Geist, da er die Stadt so gar abgöttisch sah", lesen wir in unserer Übersetzung, oder vielmehr genauer: „Er ward tief in seinem Geiste bewegt, da er die Stadt so voll von (Zeichen der Gottesfurcht) sah." Dieser Kontrast eben zwischen der Tiefe dieses *Anbetungstriebes* auch im gefallenen Menschen und dabei diese Verdunkelung in betreff des *angebeteten Gegenstandes* ist es, was ihn so tief erschütterte. Da fällt sein Blick auf einen Altar mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gotte." Es erklären sich diese und ähnliche Inschriften auf alten Denkmälern aus einem dunklen Gefühle der tieferen Menschen, in dieser vielgespaltenen Götterwelt dennoch das Wesen der Gottheit noch nicht umfaßt zu haben — so sind sie ein Zeugnis von dem zugestandenen Mangel der Erkenntnis Gottes. An dieses Bekenntnis knüpft der Apostel an und spricht das Wort von unermeßlichem Inhalt aus: „Vor dem ihr schon das Knie gebeugt, und dem ihr Gottesdienst getan habt, noch ohne ihn zu erkennen, denselben predige ich euch." Auch mitten im dunkelsten Eigentum ist er es eigentlich, dem diese Tempel erbaut sind, dem diese Opferflammen, den diese aufgehobenen Hände meinen. „Daß sie den Herrn suchen sollen, ob sie ihn tasten und finden mögen", spricht der Apostel: zu *greifen* haben sie ihn nicht vermocht, aber *getastet* haben sie nach ihm auch in der dunkelsten Verirrung des Irrtums.

(Aus „*Das Heidentum nach der heiligen Schrift*", ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke [in Berlin] am 4. April 1853 gehalten von Dr. A. *Tholuck*, Konsistorialrat und Professor in Halle. Berlin 1853, Verlag von Wilhelm Schultze, Scharrnstr. 11. S. 4—9.)

3. Ihr Anker, das Gewissen.

. . . Es gibt einen Faden (der Verbindung mit der oberen Welt), der wohl auch bei denen, welche zu den Verstocktesten gehören, kaum ganz abgerissen ist: ich meine das Gewissen! O, wie gar mancher, der an einen Gott nicht mehr glaubt, und doch noch glauben muß an sein Gewissen! Das ist der Faden, daran man den Menschen greifen und die Flüchtigen zurückführen kann . . .

Ein erschütternder Gewissenstext aus dem Alten Testament ist die Stelle im Buche Hiob, 4,12—19:

> „Zu mir ist gekommen ein heimliches Wort und mein Ohr hat ein Wörtlein aus demselben empfangen. Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt: da kam mich Furcht und Zittern an, und alle meine Gebeine erschraken. Und da der Geist vor mir über ging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe; da stand ein Bild vor meinen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht; es war stille, und ich hörete eine Stimme: Wie mag ein Mensch gerechter sein, denn Gott? Oder ein Mann reiner sein, denn der ihn gemacht hat? Siehe, unter seinen Knechten ist keiner ohne Tadel, und in seinen Boten findet er Torheit. Wieviel mehr, die in Leimenhäusern wohnen, und welche auf Erden gegründet sind, werden von den Würmern gefressen werden".

Was dieser Text von dem Gewissen lehrt, fassen wir also zusammen:

Es ist ein heimlich Wort, aus Gott tut es entspringen;
Nur wenn der Weltlärm schweigt, kann es ans Ohr dir dringen.
Gebietend stellt sich's hin, du mußt vor ihm dich beugen;
Was Gott sei und was du, das will es dir bezeugen.

„Es ist ein Wort zu mir gekommen und an mein Ohr ein Wörtlein." Darin wird ausgesprochen, wie wir das Gewissen anzusehen haben: „Es ist ein heimlich Wort, aus Gott tut es entspringen." Ein

Wort! Wessen Wort? Gottes Wort, wie das Folgende uns zeigt. Ein Abgeordneter Gottes spricht durch das Wort, und dies Wort Gottes ist die Stimme Gottes. Das ist der Name, den die Sterblichen dem Gewissen gegeben haben, und der über die Erde hingeht: die Stimme Gottes. Und in der Tat! es ist nicht, es kann nicht sein deine eigene, selbstgemachte Stimme, es kann nicht entsprungen sein aus dir; es muß entsprungen sein aus Gott und nicht aus dir. Denn zuerst, wäre sie entsprungen aus dir, wie würde sie dir gerade den Widerpart halten, sich deinen Neigungen entgegenstellen? Wie oft aber, wenn du mit ganzer Seele von ihr ein Ja erbitten wolltest, hat sie ein unerbittliches Nein gesprochen, und wie oft, wenn du ein Nein verlangst — ein unerbittliches Ja! Sie ist aus Gott entsprungen und nicht aus deinem Fleisch und Blut. Denn, wäre es anders, wie würde sie denn zum Zeugen werden wider dich selber und als Zeuge gegen dich auftreten, wo kein menschlicher Zeuge den Dienst leisten könnte? Wie würde sie dann als Richter sich über dich erheben und zu Gericht sitzen über dich? Wie so viel Empörung und Aufruhr stiften in deiner eigenen Brust? Denn du, du liebst ja doch den Frieden und die Behaglichkeit, und siehe nur die Unruhe und Empörung in deiner eigenen Brust! O, wie weiß diese Stimme den hochmütigen Sünder in sich so zuschanden zu machen, daß er sich vor sich selbst verkriechen und verbergen möchte! Da heißt es jetzt: „O rede doch nicht so schlecht von dir!" Da heißt es wiederum: „Du Heuchler, willst du dich selbst belügen?" Da heißt es: „Tor, verdamme dich nicht selber!" und wiederum heißt es: „Heuchler, wenn du dich selbst verdammst, ist das nicht das Zeugnis, aus dem du schon hier vorher weißt, dereinst verdammt zu werden?" Und die Stimme kommt sicherlich nicht aus deinem Fleisch und Blut. Das ist eine Stimme, die von oben her entspringt. Aber das Wichtigste ist: Ist es nicht eine Stimme, die der Mensch nicht loswerden kann, auch wenn

er sie möchte? O, wie mancher, der es los zu sein wünschte, reiste schon in fremdes Land, aber — ihm nach auch sein Gewissen! Wie mancher möchte es im Feuer verbrennen und im Wasser ersäufen, und immer wieder ist es da! Es ist eigentlich nicht ganz richtig, daß ich das Gewissen habe: das Gewissen hat mich und greift mich, wenn ich es loswerden möchte. Es ist ein göttlicher Abgeordneter, und darum Gottes Stimme und nicht des Menschen Stimme.

„Ein heimliches Wort ist zu mir gekommen." Ja, ein heimlich Wort, so hat es auch oft die Stimme der Völker genannt. So sprach ein Ossian: „Es ist eine leise Stimme in mir, die spricht: Hilf dem Elenden in der Stunde des Wehes." Und warum hat es die Sprache ein heimliches, leises Wort genannt? Darum, weil es mit einem großen Haufen von Schutt bedeckt ist durch die Sünde, also — daß nur ein ganz leiser Ton davon tief aus dem Abgrunde wie Geisterstimme laut wird, die zu einem spricht. Ach, diese Stimme des Gewissens, wie sollte sie uns so vertraulich und nahe sein, und wie ist sie dem Menschen doch so fremd von dem Tage an, wo Adam auf den Ruf des Herrn: „Wo bist du?" sich verstecken mußte! Wie ist sie dem Menschen so fremd geworden! Eine leise Stimme ist es, so sie gebietet und kann ihr Recht sich nicht verschaffen; ist aber die Tat einmal getan, so wird sie zum Schrei. Solange das Gewissen als Gesetzgeber auftritt, da kann es nicht durchdringen, da spricht es leise und heiser, wie Geisterstimme; ist aber die Tat getan, dann wird die Stimme des Gesetzgebers zur Stimme des Richters und schreit: „Schuldig!" schreit laut: „Du bist gerichtet!" Und das muß er hören und kann es nicht mehr zurückweisen.

So heißt es weiter in unserem Texte: „Und mein Ohr hat ein Wörtlein" oder, wie es im Grundtext heißt, „ein Geflüster aus demselben empfangen." Damit ist uns angezeigt, daß das Gewissen dem Menschen lange

nicht alles sagen kann, was es sagen möchte, daß von dem großen Worte Gottes in ihm nur ein leises Geflüster zu seinem eigenen Ohr dringt. Und warum? Ach, weil wir diese Stimme nur so unwillig und ungern in uns zu Worte kommen lassen. Darum weiß keiner von euch, was alles das Gewissen euch zu sagen hat. Aber ihr macht es ja mit ihm entweder wie die Schlange, daß ihr ihm entgegenrufet: „Mit nichten hat Gott gesagt: du sollst des Todes sterben"; oder ihr weiset es von euch für den heutigen Tag, ihr macht es wie Felix, der Landpfleger, wenn er sagt: „Gehe hin für dieses Mal, wenn ich gelegenere Zeit habe, will ich dich wieder hören." Und wieder einer übertäubt es mit Pauken- und Trompetenlärm, wie der reiche Mann, der in Herrlichkeit und in Freuden lebte. Ja, wie mancher ist, der das Bankett aufsucht, weil er ein schreiendes Gewissen zu übertäuben hat; und wie mancher, der ein Glas nach dem anderen hinunterstürzt — Warum? Um das Gewissen zu ersäufen. Und daß ich noch mehr sage, selbst dieses fortwährende Schwätzen des Tages, dieses Geschäftsrad, das in immer neuem Umschwunge braust vor unseren Ohren, ach! auch das macht es, daß wir kaum unser eigentliches Selbst hören, den majestätischen Geist, der in unserem Herzen redet. O, wir haben keine Zeit für das Gewissen! Das ist das Herzeleid bei uns allen; und darum kommen wir nicht weiter im Christentum und in der Sittlichkeit, bleiben nur beim Worte und kommen nicht zur Tat — weil wir keine Zeit haben für unser Gewissen! — Darum nun weiset unser Text uns hin auf die Umstände, unter welchen das Gewissen am besten bei den Menschen wirkt:

„Nur wo der Weltlärm schweigt, kann es ans Ohr dir dringen." O, teure Christen, ist irgend eine Zeit, wo der Mensch Ursache hätte, sich Stunden der Einsamkeit zu halten, so wäre es diese, wo der Verkehr der Geschäfte und die Zerstreuung zunimmt gegen die frühere

Zeit. Aber unsere Zeit begreift den Wert der Einsamkeit am wenigsten. Forscht nur nach in den Büchern der Geschichte, ob nicht die weltbewegenden Gedanken und Entschlüsse immer geboren sind in einsamen Stunden — wenigstens die im Gebiete der Religion. Nur in heiliger Stille geschieht die Vermählung des Gottesgeistes mit dem deinen. Vierzig Tage bleibt Moses in der Stille auf Horebs Höhen, wo er die Herrlichkeit Gottes sieht; vierzig Tage bleibt Christus in der Einsamkeit, bevor er hervortritt mit den die Welt neubewegenden Gedanken; und ein Paulus — kaum hatte ihn das göttliche Licht erleuchtet und er Zeugnis abgelegt, da geht er hin in die stille Wüste Arabiens, weit von Menschen entfernt; das Gewissen soll allein zu ihm sprechen, er will allein sein mit Gott. — Wenn das Gewissen einmal bei euch eingeschlagen hat, wie eilt ihr dann gleich wieder hinaus in die Zerstreuung der Welt, und im Geschwätz des Tages geht ihr dahin, unter solcher Zerstreuung flieht er von dannen, der Geist, der euch gegeben war. O, ihr Jünglinge, haltet eure Seelen keusch, daß, wenn Gott euch etwas schenkt und durch das Gewissen zu euch spricht, ihr es nicht gleichgültig wegwerft, sondern in die Einsamkeit geht; und daß ihr's macht wie Petrus im Hause des Kaiphas, als der Herr ihn ansieht, da er ihn verleugnete; da hat Petrus auch nicht zu schwätzen angefangen, sondern er stürzte hinaus und weinte bitterlich, um allein zu sein mit seinem Gewissen. So hat nun auch unser Text hingewiesen auf die Zeit, wo du vorzugsweise allein sein kannst, auf die stille, heilige Nacht. Er sagt: „Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt.“ Ja, Nachtstunden, das sind die Stunden, wo der Mensch manches erfährt, was er am Tage nicht erfährt. Ein Schriftsteller spricht seine Verwunderung darüber aus, daß der Mensch ruhend so manches anders ansieht, als stehend und schreitend. Allerdings kommt mit der Ruhe des Körpers wohl auch eine Vertiefung der Selbsterkenntnis, ein gesammeltes Besinnen

auf sich selbst. Und so ist denn die heilige Nacht eine Fundgrube, wo mancher Edelstein gefunden wird, der am Tage dem Auge verborgen war, neue Gedanken aufgehen, die keine Geistesarbeit im Tageslicht zu erzeugen vermochte. Da kann das Gewissen zuerst zu sprechen anfangen, da hat es endlich einmal dich sich gegenüber. In der Stille der Nacht kann es endlich Auge in Auge dich ansehen, und darum ist eine nächtliche Selbstbetrachtung so fruchtbar. Bei dem Psalmisten heißt es: „Sprecht mit eurem Gewissen auf eurem Lager!“ Und welche Schauder, wo das heimliche Wort bei Nacht vor dem Ohr des Verbrechers laut wird, und er ihm nicht mehr entfliehen kann!

„Gebietend stellt sich's hin; du mußt dich vor ihm beugen.“ Wir lesen in unserem Texte: „Und da der Geist vor mir überging, standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe.“ Jener schüchterne, leise Geist, den du oft hast verjagen und zum Schweigen bringen können, weil du nicht allein mit ihm warst — als er dich endlich einmal allein hat, siehe! wie mächtig er vor dir steht! Da bekommt er Gestalt vor dir, denn der Geist, „der vor dem Sänger vorübergeht“, das ist das, was wir die objektive Macht des Gewissens über den Menschen nennen; und redet dich mit „du“ an, wie ein König seine Untertanen und der Herr seine Knechte mit „du“ anredet. Die Haare stehen an dem Leibe zu Berge, du bist erschrocken, denn hier spricht Einer, der mehr ist, als du. Und wer? Das weißt du nicht; denn also ist das zerstreute Weltkind, das keine einsamen Stunden hatte, sich selbst so gar fremd, daß sein eigenes Gewissen ihm fremd wird. Ein verhüllter Fremdling ist es dir, der neben dir gesessen bei deinem Schwärmen und deine Zeche geschrieben — das bekommst du jetzt zu erfahren. Denn jetzt hält er dir vor Augen deine Rechnung, nachdem er endlich dich einmal allein zu sprechen bekommt. Nun ahnest du: „das ist ein Abgeordneter Gottes“ — freilich im Inkognito, und

Mensch, was bist du? Staub in einem irdenen Hause von Würmern verzehrt! Was aber ist der, der dich gemacht hat? Dein Gott! der so geheißen ist, weil er der Urquell ist aller Güter. Und dazu soll es zuerst mit dir kommen, daß du deine Endlichkeit und seine Unendlichkeit fühlst. Darum ist hier gesagt: „denn auch an seinen Knechten", das ist an seinen himmlischen Geistern „findet er Torheit," — das sind die Schranken der Erkenntnis — „um wieviel mehr", heißt es nun weiter, „an denen die in Leimenhäusern wohnen!" Dies einzusehen, das ist die erste Frucht, die daraus hervorgeht, wenn das Gewissen dich nicht hat unter die Augen bekommen können weil du ihm feldflüchtig geworden. Und ist in dir das Gefühl deiner Endlichkeit erwacht, die Kluft zwischen dir und dem Schöpfer sichtbar geworden, zwischen dir, dem Staubgeborenen, und der Majestät, dann wirst du auch in die Kluft sehen zwischen dir, dem Sünder, und dem Heiligen im Himmel. „Ich, so spricht der Herr, der ich bin im Himmel und wohne im Heiligtum." Und weil er im Himmel wohnt, darum sollst du Menschenkind deine Endlichkeit empfinden und deine Sündlichkeit. Und aus der Erkenntnis dieser beiden Stücke besteht die Demut des Menschen vor Gott. Es ist freilich wahr, daß das Gewissen die Sünde erst dann an dir strafen kann, wenn es selbst die rechte Unterweisung in Gottes Wort empfangen hat. Aber dennoch, es ist wahrhaft wunderbar, wenn du nur einmal allein bist mit deinem Gewissen und in die Einsamkeit gehst, wieviel dir vorgehalten werden kann auch ohne das Wort Gottes. Wie unzählige Dinge werden da aufgedeckt, an die man im Weltgetümmel nicht denken kann. Der Verstockteste, der keinem Richter hat Rede stehen wollen, lasse nur diesen heimlichen Prediger mit sich in die Zelle gehen, und aus hundert Zungen wird es über ihn erschallen: „Du bist gerichtet! Du bist gerichtet!"

. . . O, so höret ihn denn! Möget ihr wollen oder

nicht, eure Rechnung schreibt er euch doch im stillen, und der Tag kommt, wo er sie euch vorzeigen wird. O selig, wer sich selber richtet! Denn, wie der Apostel schreibt: „Wer sich selbst richtet, der wird nicht gerichtet."

(Aus Nr. I der „Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten". S. 1—10.)

4. Ihre Ruhe in Gott.

Welch wunderbares leises Quellen
Fühl ich im Herzen mein!
Ist's nicht, als wären offne Stellen,
Durch die der Himmel bräch herein?
So ist's; o, laß die Pforte nimmer sich verschließen,
Denn sieh, ein ganzer Ozean
Will sich in dich ergießen!

(„Stunden christlicher Andacht". S. 172.)

Seele, senk dich ein!
Laß dich in die Tiefe nieder,
Geh in deinen Ursprung wieder,
Willst du selig sein.

Gott ist dir so nah!
Weil du bist aus ihm entsprungen,
Bist du so in ihn verschlungen,
Daß er stets ist da.

Laß beim Sturmgebrüll
Toben noch so sehr
Das empörte Meer —
Auf dem Grund ist's still.

Such die Still' auch du!
Nichts macht es so kund,
Ob man auf dem Grund,
Als die tiefe Ruh'.

(Ebenda. S. 191.)

IV. Von der Unsterblichkeit.

1. Die Gemeinschaft mit Gott, ihr Grund. (A. Test.).

Das Christentum spricht weder von dem Jenseits, noch von der Fortdauer nach dem Tode. Die christliche Hoffnung, das ist der auf die Zukunft gerichtete Glaube, hat zum Ziel die Vollendung des Reiches Gottes, von dem man einerseits sagen kann, daß es alle Tage kommt, andererseits, daß es noch nicht gekommen sei. In dreifacher Hinsicht soll und wird das Reich Gottes zur Vollendung kommen. Bei seiner Vollendung sollen alle, die dazu bestimmt sind, darin aufgenommen werden, soll also der Leib Christi vollständig sein; bei jedem einzelnen soll die Herrschaft Gottes in seinem Innern vollendet und somit die Gewalt der Sünde aufgehoben sein; es soll dem Inneren das Äußere entsprechen, denn seinem Begriffe nach soll ja das Äußere nichts anderes sein, als das Sichtbarwerden, die Erscheinung des Inneren, womit dann die Aufhebung aller Disharmonie und des Übels gesetzt ist.

Auf dieses letzte Ziel deuten die messianischen Weissagungen hin, und wie man vom Reiche Gottes im absoluten Sinne erst am Ende der Zeit sagen kann, daß es da sei, so muß man auch von jenen Weissagungen sagen, daß ihre eigentliche Erfüllung erst am Ende zu erwarten steht. Die vollkommene Seligkeit liegt also für den abscheiden-



den Christen nicht in dem unmittelbaren Zustande nach dem Tode, sondern in der Zukunft am Ende dieser Weltordnung. Insoweit jedoch schon diesseits durch Christum seine Gemeinschaft mit Gott vermittelt ist, gibt es auch eine, wiewohl noch nicht vollkommene Seligkeit für ihn unmittelbar nach dem Tode. Ein gewisser Grad von Seligkeit nach dem Tode muß nun auch bei den Frommen des Alten Testaments, welche schon hier Gemeinschaft mit Gott hatten, angenommen werden, aber freilich noch unvollkommener, als bei denjenigen, bei welchen diese Gemeinschaft durch Christum vermittelt worden ist. Darum stellt die ältere Kirche den jenseitigen Zustand der Frommen des Alten Bundes als ein Dämmerlicht (limbus patrum) dar, in welchem sie Christo entgegenharrten, wie von Abraham gesagt ist, daß er sich freuete, Christi Tag zu sehen. Insofern kann bei ihnen ein Grauen vor dem Tode nicht befremden, wie sich dies in mehreren Psalmen, am stärksten in Psalm 88, ausspricht. Die volle Freudigkeit konnte der fromme Israelit nur gewinnen im Hinblick auf jene letzte Zukunft, wo auf Zion das große Freudenmahl veranstaltet werden sollte, und alle Toten hervorgehen aus ihrer stillen Kammer (Jes. 25, 6; 26, 19). Wie früh indes schon geahnt worden, daß bei denen, die hienieden eine lebendige Gemeinschaft mit Gott gehabt, diese auch durch den Tod nicht unterbrochen werden könne, zeigt das, was von Henoch 1. Mos. 5, 24 gesagt ist. Auf eine tiefe Weise deutet auf den Zusammenhang der irdischen Gottesgemeinschaft mit dem jenseitigen seligen Zustande jene Beweisführung, durch welche der Herr auf die versuchende Anfrage der Sadduzäer aus den Büchern Mosis die Unsterblichkeit erweist (Mtth. 22, 32; Luk. 20, 37—38; vgl. Hebr. 11, 10). Hat der ewige Gott sich mit dem Menschen in so nahe Gemeinschaft gesetzt — dies ist es, was der Herr sagen will —, daß er sich seinen Gott nennt, wie könnte dies Verhältnis nur ein zeitliches, vorübergehendes sein? Wir fragen nun aber auch weiter: wie

sollte ein solcher Mensch in der innigen Gemeinschaft mit Gott nicht auch die *Ewigkeit* seines Verhältnisses zu ihm *fühlen*? Wenn Christus von dem „ewigen Leben“ als einem solchen spricht, welches schon hier anfängt und jenseits nur seine Vollendung erlangt, sollten nicht die Frommen des Alten Bundes in den Stunden der innigsten Gemeinschaft mit Gott ebenfalls die Ahnung, ja, die Gewißheit der *Unvergänglichkeit* dieser Gemeinschaft empfunden haben? Wenn einer unter täglicher Bedrängnis und unter größter Seelenangst triumphierend auszurufen imstande ist: „Das weiß ich: *Gott ist mein!*“ (Ps. 56, 10) oder auch die Worte von Ps. 73, 25—26, kann ein solcher meinen, daß mit dem Tode alles aus sei? Wenn sich ein Sänger getröstet, „immerdar im Hause des Herrn zu bleiben“, von den Frommen sagt, daß sie „als ein grüner Ölbaum im Hause Gottes bleiben und auf Gottes Güte sich verlassen immer und ewiglich“ (Ps. 52, 10—11), und wenn dies Bleiben im Hause Gottes die *Unauflöslichkeit der Gemeinschaft mit Gott* bezeichnet, hat nicht das Unterpfand des Geistes im Inneren der Sänger hier eine Zuversicht erweckt, die über das Grab hinausgeht? Solche prophetischen Momente im Leben vorausgesetzt — darf man nicht auch annehmen, daß bei Aussprüchen, die im allgemeinen solche Gedanken ausdrücken, wie der: „Halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen, die Übeltäter aber werden vertilget“, und bei allen ähnlichen, die von einem unzweifelhaften Gerichte Gottes über den Gottlosen sprechen, eine über den Tod hinausgehende Ahnung im Inneren der Sänger erwacht sei? Aber auch bestimmtere Aussprüche dieser Hoffnung liegen vor, und sind auch dieselben nur vereinzelt, so erklärt sich dieses hinlänglich, sobald wir sagen dürfen, daß das Aufgehen solcher Hoffnungen nur an die eigentlichen Weihemomente des inneren Lebens geknüpft war. Wir dürfen schon Ps. 48, 15 hier anführen: „Ja, dieser Gott ist unser Gott immer und ewiglich, *er führet uns über den Tod*

hinaus" (ein allgemeiner gehaltener Ausspruch ist Ps. 68,21); noch deutlicher Ps. 49,16; 16,8—11; 17,14.15; 73,23.24. Der ausdrückliche Gegensatz, der hier zwischen den Weltmenschen, die ihren Trost in dieser Welt haben, und den Kindern Gottes gemacht wird, läßt diese Stellen nicht anders fassen, und merkwürdig ist es, daß auch gerade in diesen Psalmen mehr als in den meisten übrigen das Gefühl der Einheit und Beseligung in Gott hervortritt.

(Aus „Übersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien der christlichen Kirche". Zweite Auflage, zweiter Abdruck. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1873. S. 70—73.)

2. Der Glaube an Christus, ihr Halt (N. Test.).

(Predigt am Totenfest 1845.)

Wir haben eine Reihe von Predigten begonnen über jene Glaubensfragen, die diese Zeit bewegen. Da tritt zwischen ein dieses Fest, das seine eigenen Fragen hat. Wir werden, wir dürfen den Fragen dieses Festes nicht aus dem Wege gehen. Wir dürfen es auch darum nicht, weil die rechten Fragen am Totenfeste zugleich Zeitfragen sind. Wenn nämlich Menschen ungläubig werden, so nimmt es diesen Gang. Zuerst nimmt ihnen der Versucher den Bürgen für göttliche Wahrheit weg. Ist dieser Bürge für göttliche Wahrheit weggenommen, dann ist's, wie wenn die Schildwacht vor einer Schatzkammer getötet wäre, so daß jeder Vorübergehende die Schätze plündern kann. Die heilige Wacht, von der ich spreche, der rechte Bürge für die göttliche Wahrheit ist jetzt wirklich von den Tempeln vieler Herzen hinweggenommen, und so sind wirklich manchem selbst die Wahrheiten geraubt oder doch ein unsicheres Eigentum geworden, welche der Grund aller Religion sind. O, findet man nicht jetzt Christenherzen in großer Zahl, die sich ansehen wie ein geplünderter Tempel — die Altäre umgestürzt, die Opferflammen er-

loschen, und wo man sonst geheiligte Götterbilder stehen sah, nur noch die leeren Nischen? Auch um ihren Glauben an ein ewiges Leben sind nicht wenige betrogen worden — das letzte Glaubensstück, das ihnen noch geblieben war. O, möchte Gott es geben, daß diese Predigt wiederbringen könnte, was verloren ist, aufbauen oder wenigstens fester gründen, was noch steht! Höret die Rede des Herrn, die uns berichtet ist Matth. 22,23—33:

„An demselbigen Tage traten zu ihm die Sadduzäer die da halten, es sei keine Auferstehung, und fragten ihn und sprachen: Meister, Moses hat gesagt: so einer stirbt und hat nicht Kinder, so soll sein Bruder sein Weib freien und seinem Bruder Samen erwecken. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freiete und starb; und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder. Desselbigengleichen der andere und der dritte, bis an den siebenten. Zuletzt nach allen starb auch das Weib. Nun in der Auferstehung, wessen Weib wird sie sein unter den sieben? Sie haben sie ja alle gehabt. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes. In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel. Habt ihr aber nicht gelesen von der Toten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Und da solches das Volk hörete, entsetzten sie sich über seiner Lehre."

Ihr erhaltet in diesem Abschnitte der Heiligen Schrift eine Antwort auf die wichtige Frage: *Wodurch kann der Mensch in seinem Glauben an ein ewiges Leben fest werden?* Aus der Antwort, die der Herr hierauf gibt, ergeht wiederum eine prüfende Frage an unser Herz: *Worauf ruht unser Glaube an ein ewiges Leben?*

Freunde! Auch wenn wir die Reden unseres Herrn in den Evangelien nicht lesen wollten, weil wir die Antwort auf unsere höchsten Lebensfragen darin suchen: es liegt auch etwas so menschlich Großes, etwas so durch und durch Eigentümliches und Überraschendes darin, daß man sie auch nach der Seite hin bewundern muß. Sie sind wahrhaftig zu etwas Besserem da, als bewundert zu werden; aber wenigstens bewundern würden sie in der Tat gar manche von den dünkelhaften Verächtern, wollten sie sich nur erst die Mühe geben, sie zunächst verstehen zu lernen. Ihr werdet dies auch bei dieser Rede des Herrn sehen. In dem unscheinbarsten Gewande der überraschendste religiöse Tiefblick. Es traten die Sadduzäer ihn an, das sind die Freigeister in Israel, die an kein Leben nach dem Tode glauben, und die wie andere Freigeister auch, nicht mehr die ganze Bibel gelten lassen wollen, sondern nur ein einzelnes Stück, die Bücher Mosis. Der geistliche Mensch liest solange in die Bibel hinein, bis sein Herz so groß geworden, wie Gottes Wort selber; der fleischliche Mensch macht sich die Bibel von vornherein zurecht, er macht sie so eng und klein, wie sein eigener Verstand ist. So hat es schon in der alten christlichen Kirche Freigeister gegeben, die, statt ihre Gedanken auszuweiten nach dem Maße der Evangelien oder der Briefe der Apostel, diese beschnitten haben, bis sie zum engen Maße ihrer eigenen Gedanken paßten. Diese Freigeister traten an den Herrn heran mit spottendem Munde; der Spott ist ja die gewöhnliche Waffe der Freigeister. Der Drang, der die Menschen nach einer unsichtbaren Welt hintreibt, ist ihnen überhaupt nicht heilig genug, darum können sie spotten, wenn der Mensch ihrer Meinung nach in diesem seinem Drange fehlgreift. Aber wenn der, welchen die Wellen verschlingen wollen, statt des Astes am Ufer mit seiner krampfhaften Hand nur den losen Halm erhascht — wer ist der Herzlose, der seiner spotten wird?

Diese Sadduzäer sind so herzlos, über den Glauben an eine zukünftige Welt zu spotten. Sie ahnen es nicht, was sie damit dem Menschenherzen hinwegspotten. Den Glauben an ein ewiges Leben wollen sie mit der Frage, die sie dem Herrn vorlegen, lächerlich machen. Es kann einen nun zuerst wundern, daß Jesus auch solchen spottenden Freigeistern noch Rede steht. Man meint, er müßte seines eigenen Wortes nicht eingedenk sein, daß man die Perlen nicht vor die Hunde und vor die Säue werfen soll. Aber als Hunde und Säue soll man auch keinen Spötter achten, als bis man es wirklich an ihnen erlebt hat, daß sie die Perlen mit Füßen treten und dem Geber die Zähne weisen. Solange man das nicht an ihnen erlebt hat, sind auch freigeisterische Spötter noch einer Probe wert. Es ficht wohl mancher jetzt unter Christi Fahnen, der einst in der Reihe der Spötter unter den Vordersten gestanden hat; denn auch hinter dem spottenden Munde liegt zuweilen ein sehr unbefriedigtes, weinendes Menschenherz. Der Herr steht ihnen Rede, doch ist seine Rede, wie das Spöttern gebührt, scharf. Er macht ihnen zuerst zum Vorwurf, daß sie die Kraft Gottes nicht kennen, nämlich jene Kraft, die dem Geiste einen neuen Leib schaffen wird, wo denn nicht mehr sein wird weder Weib noch Mann. Doch auf diesen Teil der Rede Christi haben wir heute nicht unsern Blick zu richten, sondern auf den anderen, auf den Vorwurf, daß sie die Schrift nicht kennen. Sie haben kaum den sechsten Teil der Schrift, und Gottes Wort ist eine Kette, wo alle Glieder zusammenhängen, und wo man das Ganze nicht mehr verstehen kann, wenn man aus bloßem menschlichen Vorwitz die einzelnen Glieder loslöst. „So jemand davontut von den Worten dieses Buches, so wird Gott abtun seinen Teil vom Buche des Lebens“, so ruft der Seher des Neuen Testaments, und das Wort soll auch jeden Freigeist warnen, sich die Bibel bloß zurechtzumachen nach dem Dünkel seines

Herzens. Nur die Bücher Mosis haben sie noch stehen lassen, aus denen also mußte der Herr ihnen Antwort geben.

Die Art nun, wie er dies tut, und die Wahl des Spruches, den er ihnen vorhält, die zeigt uns, wie ich sagte, den religiösen Tiefblick des Herrn in so überraschender Weise, daß, wer nicht die Gnade hat, ihn anzubeten, ihm wenigstens das Recht schuldig ist, ihn zu bewundern. Er spricht: „Habt ihr nicht gelesen von der Toten Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen." Auf der Oberfläche liegt's nicht, was er ihnen hiermit sagt. Wohl hat auch schon mancher von euch darüber hingelesen, ohne zu wissen, was er las. „Tiefgegraben!" heißt es, wenn ihr das Wort Gottes lest. Das aber ist es, was er ihnen sagen will: „Ich bin dein Gott!" — will er sagen. Habt ihr niemals erwogen, was dies Wort wiegt? Wesen, zu denen sich Gott also nahe hinzutut, die er wert hält, daß er zu ihnen sage: Ich bin dein Gott! — das sollten Wesen sein, die im Tode vergehen? Und wiederum, nachdem Gott zu einem seiner Geschöpfe gesprochen: „Ich bin dein Gott, verlaß dich auf mich," — ein solches Geschöpf sollte nicht sicher sein, daß es auch im Tode noch Gottes bleibt? Ja, was wiegt das Wort, wenn Gott zu einem Menschengeiste spricht: Ich bin dein Gott, dein eigenster Gott!

Eben hiermit spricht nun ferner der Herr auch eine allgemeinere Wahrheit aus, daß nämlich überhaupt, was der Mensch vom ewigen Leben glaube, davon abhängt, was er von seinem Gotte glaubt, und wie er zu seinem Gotte steht. Zeige mir, was du für einen Gott hast, und wie du zu ihm stehst, und ich will dir sagen, ob du ein ewiges Leben und was du vom ewigen Leben glaubst. Ich will es euch zeigen an den ungläubigen Kindern dieses Geschlechts, an den halbgläubigen und an den gläubigen Kindern Gottes. Seht zuerst jene Masse un-

gläubiger Menschen, die eigentlich an nichts glauben, als was ihr Auge sehen und ihre Hand greifen kann, und die, selbst wenn sie nicht geradezu sagen: es ist kein Gott, doch wenigstens leben, als wäre keiner. Für die ist nun auch diese sichtbare Welt ihr Gott; wie sie keinen Gott haben außer dieser sichtbaren Welt, so haben sie auch kein Leben außer und über ihr. Jeder Schritt zum Tode ist ein Schritt von ihrem Gotte weg und von ihrer Seligkeit; daher denn auch, wenn's zum Sterben geht, die krampfhafte Angst, mit der sie sich anklammern an die Güter, die sie hinter sich lassen, wie wir anderen uns anklammern an unseren Gott und an unsere Hoffnung des ewigen Lebens. Vielleicht schämen sie sich, wenigstens auf dem Sterbebette, es zu sagen — der Gedanke ist doch zu schrecklich, daß kein Unterschied sein soll, wenn in einem Menschen der Odem ausgeht und wenn in dem Tiere —: hat aber der Mensch sein Leben nur in den sichtbaren Dingen dieser Welt, so ist kein Unterschied! — Wir haben indes noch eine andere Klasse von Ungläubigen bekommen in dieser Zeit, in dieser Zeit, wo die Menschheit von dem, was sie ihre Fortschritte nennt, trunken, sich selbst vergöttert. Wir haben Ungläubige, die an keinen anderen Gott mehr glauben, als an den, welchen sie den Geist der Menschheit nennen! Auch da trifft es ein: Zeige mir, wie du zu deinem Gott stehst, und ich sage dir, was du vom ewigen Leben glaubst. Unsterblich zu sein im Geiste der Menschheit, das ist, was sie ewiges Leben nennen. Daß in dem Gebäude, welches der Geist der Menschheit in den Jahrtausenden bauet, doch wenigstens ein Körnchen mit dabei ist, was sie herzugetragen haben; daß im besten Fall ihr Nachruhm ihnen nachklingt in den zukünftigen Geschlechtern, das ist ihr ewiges Leben, das ist ihr dünngesponnener Trost, wenn sie, wie sie es nennen, der Natur ihren Tribut bezahlen müssen, und Weib und Kind an ihrem Sterbelager weinen! —

Ihr Halbgläubigen, ich richte nun den Blick auf euch. Ich meine die Scharen von aufgeklärten Halbgebildeten, die statt des Gottes der Bibel einen Gott anbeten, wie sie nach ihrem eigenen Herzen sich ihn zurechtgemacht — der Hintergrund etliche Züge der Überlieferungen der Kirche, dies aber ausgemalt nach den Eingebungen eines eitlen, schwachen Herzens. Ihr habt nun einen Gott gerade so, wie ihr selbst seid, so irdisch, so schwach, so gutmütig, so ohne allen Ernst der Heiligkeit, ein Götze, der zu nichts dient, als euch die eitlen Wünsche eures Herzens zu erfüllen. Was ihr das ewige Leben nennt, das ist so ganz nach der Art dieses eures schwachen, irdischen Gottes — der Ort aller der guten Dinge voll, die ihr hier in dieser Welt geliebt, nur nicht der Ort der Vergeltung — eine Welt voll Farben, Würzen, Tönen, nur, ach! den hehrsten der Töne des jenseitigen Lebens, das Heilig, heilig, heilig ist der Herr! vernimmt man nicht darin. Wenn ihr in jene Welt kommt, nach Vater, Mutter, Gatte, Kindern werdet ihr euch darin wohl umsehen, nur nach dem nicht, der gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist mein nicht wert." —

Nun aber tretet her zum Sterbelager eines gläubigen Kindes Gottes, das vor der Vergeltung nicht mehr zu erschrecken braucht, weil es die Versöhnung hat, und sehet, wie das ewige Leben, nach dem solche Kinder Gottes verlangen, nichts anderes ist, als der Abglanz von dem Gott, an den sie glauben! Menschen Gottes zu sein, das war die Sehnsucht ihres Lebens hier gewesen. Sie hatten tief es fühlen lernen, daß sie dies nicht sind. Jenem Ankläger, der in jeder Menschenbrust wacht, hatten sie das volle Wort gegönnt, aber sie hatten auch einen Vertreter gefunden, der seine Anklage in Ewigkeit zum Schweigen bringt; sie hatten das Zeugnis vernommen und geglaubt: „Ich vertilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünde wie einen Nebel und

will dein Gott sein" — nun wissen sie, daß die größte Bitte ihres Lebens ihnen gewährt wird, Menschen Gottes zu werden, eines heiligen Gottes — heilig zu sein, wie Gott heilig ist, und ihn mit geheiligtem Herzen zu loben in Ewigkeit! . . . Ja, zeige mir deinen Gott, und ich will dir sagen, ob du ein ewiges Leben und was du vom ewigen Leben glaubst.

Ihr habt die Antwort des Herrn vernommen, worauf ein sicherer Glaube an ein seliges, ewiges Leben beruht; nun soll und muß diese Antwort auch wieder zu einer prüfenden Frage werden an euer Herz. Worauf gründet sich euer Glaube?

Sollte es solche unter uns geben, die, wenn die letzte Stunde kommen wird, ihren Trost zu finden hoffen in den Beweisen des Verstandes? Nun ja, es kann für alle Dinge, die im Himmel und auf Erden, darum auch für diesen Glauben an eine zukünftige Welt eure Wissenschaft ihre Gründe aufstellen. Aber solange unser Wissen Stückwerk ist, solange werden auch noch diese Beweise ihre Lücken haben; die Gegenwart wird der Vergangenheit ihre Fehler im Beweisen dartun und die Zukunft wieder der Gegenwart. Ein Korn der Wahrheit fühlt man wohl in jenen Beweisen durch, aber wer nur die Hülsen recht abstreifen könnte! Wir ahnen es, aber wir können es nicht ausreden, wie wir's meinen, und darum kommt über jeden Scharfsinn noch ein größerer, der ihn wieder zuschanden macht. Doch gesetzt auch, ihr hättet die Beweise gefunden, gegen die kein Scharfsinn ein Aber mehr weiß, und ihr hättet sie euch zurechtgelegt als Schild gegen alles Todesgrauen und als Stab und Stecken, wenn der große, letzte Schritt geschehen muß — werden sie dann euch genug sein? Gesetzt, es hätte euer Glaube in euren Beweisen eine Stütze und einen Anhalt gefunden, solange als ihr mit ungebrochener Kraft des Geistes durchs Leben geht, die Stunde, wo der Todesschweiß dem Menschen auf die Stirne tritt, und der Krampf in der brechenden Hülle die

Glieder schüttelt, das ist die Stunde nicht, wo man Beweise zergliedert!

Und wenn es nun die Beweise eures Verstandes nicht sind, worauf ruht also euer Glaube? Auf eurem Gefühl? Nun ja, einen tieferen Grund, auf den er bei sich zurückgehen könnte, hat der Mensch überhaupt nicht als den, daß er einen Gegenstand seines Glaubens als eine Bestimmtheit seines eigensten Wesens fühlt. Und eine solche Bestimmtheit wie dieser Glaube, von dem wir sprechen, ist ja doch wohl nicht das bloß zufällige Eigentum dieses oder jenes, eine vereinzelte Herzensstimme: nein, die Stimme der Menschheit ist sie, sintemal es niemals ein Volk gegeben hat, das nicht, wie mannigfach auch ihre Sagen und Satzungen über das bedeckte Land da drüben waren, doch an eine Fortdauer nach dem Tode geglaubt hätte. Aber Freunde, ist's denn das, was euer Herz zufriedenstellen kann, wenn hier das Licht erlischt, nur zu wissen, daß es eine Fortdauer nach dem Tode gibt? O, wenn der Mensch in den Augenblicken, wo er die Güter des Lebens und seine wohlbekannte, süße Gewohnheit lassen muß, wenn er da von nichts anderem Gewißheit hätte, als von einer bloßen kahlen Fortdauer; wenn man nur das weiß, daß ein Weg dahinüber geht, aber nichts sonst, nicht, ob es in Tag hineingeht oder in Nacht, nicht, ob nach unten oder ob nach oben; wenn man so ganz als Fremdling einziehen soll in ein ganz und gar unbekanntes Land — wer würde nicht tausendmal lieber umbiegen wollen zu diesem hellen, gewissen Tageslicht und hinwandeln unter seinem Wechsel von Sturm und Sonnenschein? Was für eine Fortdauer das sei, die meiner wartet, ob ein neuer Tod oder ein neues Leben; und wenn ein neues Leben, was dem durstenden Herzen, was dem sterbenden Geiste sie bieten werde, darauf muß ich eine Antwort haben, wenn ich mit Frieden mein Auge schließen soll. Hat die Gottheit nicht verhindert, daß ich einmal geboren werden konnte zu diesem Tageslicht, wo ach! so

manchem Menschenleben bei so langen Wintertagen nur ein kurzer Sonnenblick erscheint, wer ist mir Bürge, daß, wenn ich aufs neue zu einem zweiten Dasein geboren werde, es ganz gewiß ein helleres sein wird und nicht ein trüberes? Wo ist der Bürge?

Nein, nicht auf den Beweisen meines Verstandes, nicht auf der trüglichen Stimme meiner selbstgemachten Gefühle, sondern auf dem Zeugnis, welches Gott mir in Christo gegeben, daß er dennoch mein Gott ist, darauf allein ruht meine Zuversicht in der Todesstunde. „Denn, so wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wieviel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnt sind." „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein; welcher auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" Dies Zeugnis hat er für mich niederschreiben lassen, und wenn kein einziger Sünder weiter auf Erden wäre, der es bedürfte — ich weiß, daß dies Zeugnis für mich geschrieben ist, denn ich weiß, daß, wenn kein menschlicher Sünder auf Erden gewesen wäre, als meine Seele, daß für mich allein der Sohn Gottes auf Erden gekommen sein würde und Mensch geworden wäre. Ich weiß es, seit ich Christum kenne: so viel ist jede einzelne Menschenseele vor Gott wert. Er ist mein Gott, mein eigenster Gott, der gerade meine geheimen und offenbaren Sünden mir vergeben hat, der gerade mich mit meinen besonderen Anlagen und Gaben sich zu einem besonderen Tempel seines heiligen Geistes bauen will! Dem Zeugnis habe ich geglaubt, und seitdem erfahre ich's durch die Lebensgemeinschaft mit diesem Gotte tagtäglich, daß er mein Gott ist. . . . Ihr fragt uns Christen noch, ob wir ein ewiges Leben haben werden nach dem Tode? O wisset, wir haben es schon hier; wir haben sie schon hier geschmeckt, die Kräfte der zukünftigen Welt! Wir wissen es nicht bloß, daß wir ein ewiges Leben haben werden, wir wissen auch, was für

ein Leben wir haben werden. Wohl ist die Zeit der vollen Ernte noch nicht, aber, wie Paulus sagt: Die Erstlinge haben wir schon empfangen, und wenn in diesem Vorhofe schon des Herzens tiefstes Sehnen gestillt ward und die Brust so weit wurde, o, wie wird's sein, wenn wir ins Heiligtum selber treten, wenn die Funken zur Flamme, der Bach zum Strome, wenn alles Glauben zum Schauen und alles Hoffen zum Haben wird! Sprecht uns doch nicht von den neuen Welten, die ihre Schatzkammern uns öffnen werden, von den Sternen, die wir durchfliegen sollen — ihre Herrlichkeiten sind uns nicht genug, und unser Herz bedarf ihrer nicht — nach Gott, nach Gott allein dürstet unsere Seele, nach dem, der in Christo unser Vater ist. Wie wird's sein, wenn Gott wird alles und in allen sein!

Ja, Christen, das ist mein Schluß an diesem Totenfeste: es kann kein Mensch einer ewigen Seligkeit gewiß sein, als wer schon in diesem Leben im Heiligen Geist das Zeugnis empfangen, daß Gott auch sein Gott ist. Wer das Zeugnis hat, der ist schon jetzt aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen.

(Gekürzt aus „Sechs Predigten über religiöse Zeitfragen", gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Winter 1845—46. Halle 1846, R. Mühlmann. S. 60—75.)

———*———

V. Von Sünde und Schuld.

1. Ursprung der Sünde.

Woher ist das Böse? Siehe da die größte Frage, die der sinnende Geist des Menschen an den Ewigen tut! Es ist die Frage, welche von Zoroaster bis Augustin, und von Augustin bis Herbart nicht bloß jene kleine Anzahl aufwarf, welche den geistigen Nährstoff für Zeitalter und Jahrhunderte bereiten, sondern die ebensowohl aus der Brust dessen hervorquoll, welcher eine einzige Seele erleuchtet und ein einziges Herz beseligt wissen wollte, sein eigenes. Es ist die Frage, welche die Größe und das Elend des Menschen so deutlich offenbar macht; jene, weil die Kühnheit nicht genug zu bewundern ist, mit welcher der Mensch, der unter Tod und Moder, als in seinem ererbten Wohnsitz wandelt, statt nach des Lebens Quelle und Ursprung, nach des Todes Ursprung forschet; dieses, das Elend des Menschen, da der Verbrecher, obwohl er so oft in edlem Ingrimm seine Kette schüttelt, doch schon Jahrtausende hindurch der Ursach seiner Fesseln vergessen konnte, während sie stets dieselbe bleibt. Doch also ist es. So dicht umschließt und umnebelt die Nacht der Sünde das geistige Auge des Menschen, daß es sie selber nicht sehen kann; so lange hat sich der verdüsterte Blick an die Finsternis gewöhnt, daß sie am Ende ihm Licht scheint. Der sündige Mensch gleicht dem platonischen Höhlenbewohner, dem die Ahnung verloren geht eines Lebens über den

Toten. Dies gilt von denen, welche zwar aufwarfen jene Frage aller Fragen, sie aber beantwortet zu haben wähnten, wenn sie unter der Zentnerschwere der Last zu hüpfen versuchten, wenn sie die Ketten küßten, die sie nicht brechen konnten. Nicht so wir. Nein, wir gestehen es, daß wir alle nicht sind, was wir sein sollten, daß die Kette, die wir tragen, eine verdiente ist, aber auch unter diesem Geständnis breiten sich die Flügel des gefallenen Engels zum Aufschwung.

Es ist das Christentum die einzige Lehre in der Welt, welche auf eine gründliche Art in der zersprengten goldenen Kette, die einst den unsterblichen Geist des Menschen an den Ewigen schloß, das Glied nachweist, das zerrissen, und das Mittel, es wieder anzuschließen. Und dieser Punkt, da der heilige Faden zerriß, und da er wieder angeknüpft werden muß, wo ist er anders, als in der Willensneigung des Menschen? Das Willensvermögen ist die Wurzel des geistigen Lebens des Menschen, davon Erkenntnis und Gefühl nur Äste und Zweige. Fragen wir nun die Urgeschichte Gottes um Kunde über das Rätsel aller Zeiten, so ist schon am Anfange aller Jahrhunderte das Rätsel gelöset.

Laß mich dir, Teurer, ausführlich niederschreiben, wie ich von dem Bösen, seinem Wesen und seinem Ursprunge denke.

Drei Wege gibt es nur, das Böse zu fassen. Es ist entweder ewig neben Gott, es ist aus einem b ö s e n U r w e s e n; oder es ist aus G o t t zusamt mit dem Guten; oder es ist aus dem M e n s c h e n.

Die, welche es aus seinem eigenen Grunde ableiten, glauben entweder, wie die Perser, an einen persönlichen letzten Quell aller Verworfenheit, aus dem ebenso das Böse quelle, wie aus Gott das Gute; oder, wie die Platoniker, setzen sie neben Gott eine ewige, ungeordnete Materie (*ὕλη*) die sich nicht füge dem ordnenden Geiste und dadurch das Böse erzeuge. Bildlich legt auch Plato in der

letzten seiner Schriften (Von den Gesetzen) dieser ungeordneten Materie eine böse Seele bei. Doch zwei Herren können das Weltall nicht regieren, εἷς κοίρανος ἔστω (einer muß Herrscher sein)! Einheit verlangt mein Geist, eine letzte, alles begründende Einheit, nicht zween Götter, von denen der eine den anderen begrenzt und ausschließt.

So ist denn Gott die Wurzel des Bösen wie des Guten? So scheint es. Ist er der Grund und die Bedingung von allem, was ist, wie sollte er nicht auch Vater des Bösen sein? Ist alles Sein sein Sein, hat er kein anderes Leben, als das Leben der Einzelwesen, sind diese selbst sein Bewußtsein, so ist auch das Böse nichts anderes, als die Begrenzung, die Gott sich selber setzt, der Mangel, der notwendig allem Einzelnen ankleben muß, das Entwicklungsgesetzen unterworfen ist. Das Böse ist dann die Form der Entwicklung durch das ganze Geisterreich hin. Ist Gott aber der Grund von allem, was ist, ist er der alles Bedingende, so ist auch der Mensch durch ihn bedingt, so ist er das einzige Agens im Menschen; nicht nur das Gute im Menschen ist Tat Gottes, sondern auch das Böse, das Menschenleben ist der Ton, den eine unbekannte Hand auf den Saiten unserer Seele spielt. Es fällt mit der Annahme, daß Gott auch der Grund des Bösen und das Böse selbst nur Mangel sei, es fällt damit — unsere Persönlichkeit wie Gottes! Unwiderstehlich zog eine unerbittliche Konsequenz auch mich in diesen Strudel, und hätte nicht unter dem denkenden Kopf ein wallendes Herz gewohnt, ich wäre erlegen.

Doch zu ertötend erstarrte das Medusenhaupt des Absoluten — jenes sich gebärenden und sich stets vernichtenden unendlichen Chaos, das der Mensch nicht denken, geschweige lieben kann — die heiligsten Regungen meiner Seele, und wohl mag ich es sagen: schwelgen in diesem unermeßlichen Abgrunde, wo das Gute wie das Böse ein Nichts ist, kann außer dem Schwärmer nur — Satan . . .
Erst seit das Evangelium in meines Herzens Nacht einen

Strahl geworfen, weiß ich aus Erfahrung, daß das Böse kein Schein ist; daß es aber das Gute nicht sei, das fühlte ich schon längst; wie mein Dasein vernichtend trat mir daher stets jede fatalistische und prädestinatianische Lehre entgegen. Guido, du weißt es, welch ein heißes Blut in meinen Adern kocht; du weißt es, wie oft unter der Überfülle jugendlichen Kraftgefühls die kleine Brust zerspringen wollte, wie mein Hirn fieberte, wenn ein Gedanke der Unendlichkeit es erfüllte. Das Größte im Menschen ist die Kraft, aber nach der Kraft ihre Beherrschung, so glaubte ich stets. Allein raube mir den Glauben, daß über dieser unendlichen Kraft meiner Neigungen und Triebe noch eine unendlichere wohnt in einer freien Selbstbestimmung, und du hast aus dem Halbgott den Zyklopen gemacht. Du weißt es so gut wie ich: „Es wohnt ein kalter, kecker Geist im Menschen, dem nichts heilig ist, auch nicht seine Tugend, denn sie ist sein eigenes Geschöpf", dieser Geist ist es, den nur der Glaube an eigene Persönlichkeit niederzuhalten vermag; der Pantheismus entbindet ihn, und kühn tritt er auf Welten und Gesetze, auf Heiligkeit und Sünde. Ich weiß, daß in den Ruinen auch meiner Brust dieser finstere Geist haust, ja, er ist stärker in mir, denn in irgend einem anderen, aber ich erbebe bei seiner Erscheinung. Bricht er einst völlig los, und ich habe keine Waffe gegen ihn, so muß ich untergehen in mir selber.

Diese Überzeugung war es, die mich nicht ergreifen, sondern unter innerem Erzittern nur berühren ließ jene Lehre von der Gleichheit des Guten und Bösen. Ein noch ungeheureres Grauen ergriff mich, da ich die spätere Darstellung Schellings las, wo er die Namen für seine Lehre so entsetzlich wählte, wie die Sache schon längst gewesen. Er unterscheidet in Gott einen dunklen Urgrund und eine verklärte Gestalt desselben. Jenen nennt er den umgekehrten Gott, den Feind aller Kreatur, und da vermittelst der Evolution des dunklen Gottes in der

Welt aus dem dunklen Urgrunde der verklärte Gott sich entwickelt, wird so aus Satan Gott geboren (Schellings Philosophische Zeitschrift, Landshut, 1809, S. 474). Zwar sind dies symbolische Bezeichnungen, doch mein Herz fühlte es in aller seiner furchtbaren Wirklichkeit: Bin ich, so wie ich bin, die Erscheinung des teils entwickelten, teils unentwickelten Gottes, so wird in mir, wie ich mich kenne, nicht Gott aus dem Satan geboren werden, sondern im Satan untergehen. Das Grauen, das schon früher mich überfallen hatte, wenn ich mich mit meinem Bösen wie mit meinem Guten ganz ins Absolute versenken wollte, erschien mir nun wie gerechtfertigt; ich fand in den Benennungen jenes Urgrundes die Namen, die mein Gemüt stets jenem pantheistischen Gotte geben mußte. Das Herz, das Spinoza trieb, eine Ethik zu schreiben, gehörte einem andern Spinoza, als dem, der sie schrieb. Mag die Alleinslehre Natur und Welt erklären, mag sie Geister bannen und mit ihren Anschauungen die Zeit und den Raum vernichten — das kleine Menschenherz mit seinen großen Bedürfnissen kennt sie nicht, und wenn es wund ist, kann sie es nicht heilen. Dies fühlte ich schon, ehe ich das Christentum erkannte, und seit ich es erkenne, bin ich es mir bewußt, wie ich mir Gottes bewußt bin, daß die Lehre, welche die unerschütterliche Mauer umstürzen will, die in jeder Menschenbrust zwischen Licht und Finsternis aufgezogen worden, daß die Lehre, welche den ewigen Unterschied zwischen Gut und Böse für Lüge erklärt, selbst Lüge des Abgrundes ist.

. . . Nur ein schwaches Abbild mit stumpferen Farben ist von dieser pantheistischen Auffassung des Bösen die pelagianische, die wir bei unseren sogenannten Rationalisten finden. Sie lehren: Das Böse ist Tat des Menschen, aber Frucht jenes Keimes, jener Anlage dazu, die Gott selbst gleich bei der Schöpfung in den Menschen legte. Es mußte ja doch — so sagen die Weisen — wahre Tugend in dem Menschen sich bilden; kann sie aber sein ohne

Kampf? Ist sie nicht blinder Instinkt, wo sie ohne Kampf geübt wird? Weislich hat daher der Allgütige einen Anteil von Liebe zum Guten in sein Geschöpf gelegt, zugleich mit einem Anteil an der Liebe zum Bösen. O des feinen Gottes, der da Böses tut, damit Gutes daraus entstehe! Hat Gott die Anlage zum Bösen in den Menschen gelegt, so hat er das Minimum des Bösen selbst in ihn gelegt, den ersten Anfang des Bösen — denn was ist Anlage anderes? Woher nahm doch Gott diesen bösen Keim! Entlehnte er ihn vom Teufel? Den glaubt ihr nicht. Nahm er ihn aus sich selbst? Nun denn, was ist das Böse? Das Widerstreben gegen das göttliche Lebensgesetz. So nahm Gott aus sich selber einen Widerspruch gegen sich selber und legte ihn in sein Geschöpf? — Und kennen die weisen Denker denn keine höhere Tugend, als die aus Kampf kommt? Wissen sie von keiner Tugend, die, wie die Früchte der Natur, aus organischem Zeugungstriebe wächst? Kennen sie nur Herzen, die gepreßt Öl geben, keine, aus denen es gequollen kommt? Ihr habt noch nie einen freien Boden betreten, getäuschte Denker! Lernt ihr es denn nicht schon aus dem Verkehr des Lebens, wie viel der Mann besser ist, dessen Grundsätze aus seiner Gesinnung, als dessen Gesinnung aus seinen Grundsätzen kommt? So wisset denn — was ihr Tugend nennt, ist Knechtsgeschäft; es gibt ein Werk der Söhne der Freien, das ist ein frischer Strom der Liebe, der sich aus einem in Gott ruhenden Herzen über die Welt ergießt, und es haben auch die Freien kein anderes Werk, als dieses eine, frisch strömen zu lassen. Und bezweifelt ihr dies, so sehet wenigstens zu, daß ihr Schwärmerfeinde nicht zu jenen arabischen Schwärmern gezählt werdet, den Schalmagonianern, die da lehrten, Gott schaffe mit jedem Heiligen seinen Teufel, damit dieser jenen der Welt auslegen helfe, daß sie verstehen, was in ihm sei; so sei mit Abraham Nimrod, mit Moses Pharao, mit Jesus Judas erschienen, und der Schatten sei um nichts weniger trefflich, als das

Licht, das er erklärt (Abulfeda, Annales Moslem. ed. Reiske, T. II. p. 283). Denn wenn ihr es für unmöglich haltet, daß das Gute zustande komme ohne das Böse, so müßt ja auch ihr den Schatten als Lichtbringer lieben, ihr müßt den Satan als Interpreten Gottes lieben. — Daß aber die pelagianische Ansicht vom Bösen nur ein unentwickelter Pantheismus ist, dessen sich die Verteidiger aus Mangel an konsequenter Spekulation nicht bewußt werden, liegt am Tage. Hier wie dort ist das Böse zur Entwicklung notwendig. Wenn nun dort gesagt wird, eine solche das Böse setzende Entwicklung müsse notwendig angenommen werden, sobald das Unendliche in endlicher Evolution sich selbst objektiviere; und wenn hier gesagt wird, mit dem Guten müsse notwendig das Böse mitgesetzt werden, sobald Gott in dem endlichen Wesen das Beste erzeugen wolle, so ist offenbar, daß das letztere nichts anderes aussagt als das erstere, und nur eine Ausdrucksform an sich trägt, welche, aus dem christlichen Deismus entlehnt, eine undurchgebildete Spekulation zu erkennen gibt.

Suche nun ein anderer die Wurzel des Bösen, wo er will. Ich kann nach dem, was ich dartat, sie nirgends anders suchen als im Geschöpf selbst. Ich kann das Böse nicht ewig setzen neben Gott; ich kann es aber auch nicht als sich selbst verzehrenden Schatten in Gott setzen; es ist nicht ursprünglich, es ist auch kein notwendiger Mangel, es ist — Beraubung, Gegensatz. Die Schrift berichtet: Gott hat den Menschen unschuldig erschaffen. Das glaube ich. Aus Licht wird nur Licht geboren, und Gott ist der Vater der Lichter (Jak. 1, 17). Gott, der sich selbst Gesetz ist, ist auch Gesetz für alles Geschaffene. Er war auch Lebensgesetz für den Menschen. Er ist der große Kreis des Lebens, der die kleineren seiner Wesen alle in sich schließt, und nur um sein Zentrum dürfen sie kreisen, wenn er sie in sich schließen soll. Darum konnte auch der erste Mensch nur von ihm ausgehen, voll Wahrheit in

der Erkenntnis, voll Heiligkeit im Willen und voll Seligkeit im Gefühl; oder vielmehr, da bei ihm diese drei Vermögen noch nicht gespalten waren, so war das Leben des ersten Menschen eine Durchdringung von Wahrheit, Heiligkeit und Seligkeit. Und in und aus diesen in heiliger Unschuld lebenden Wesen ging das Böse hervor.

Hier erhebt sich nun gegen die christliche Ansicht eine zwiefache Einwendung. Zuerst: Wie war es möglich, daß das Böse aus dem ersten Menschen entstehen konnte ohne Anlage dazu? Wird nicht notwendig auch durch die christliche Ansicht eine Anlage zum Bösen beim Menschen vorausgesetzt, sobald man das wirkliche Entstehen des Bösen aus ihm lehrt? Keineswegs. Das Böse — daß ich dies vorausschicke — ist das Streben, außer Gott zu sein, sich selbst Gesetz des Lebens zu sein. Bestimmt muß nun in der Frage über den Ursprung des Bösen unterschieden werden: Möglichkeit des Bösen und Anlage zum Bösen. Unter der Anlage zum Bösen werden verstanden die noch schlummernden (nur potentia vorhandenen) Triebe, außer Gott sein zu wollen, welche schon den ersten Anfang des Bösen in sich schließen. Anders ist es mit der Möglichkeit des Bösen. Diese ist da vorhanden, wo das Böse nicht der Idee eines Wesens widerspricht. Nun widerspricht das Böse aber nur der Idee eines einzigen Wesens, nämlich Gottes. Denn wollte Gott aus seiner eigenen Lebensnorm heraustreten, so geriete er mit sich selbst in Widerspruch, er vernichtete sich selbst. Dagegen widerspricht das Böse sonst der Idee keines einzigen Wesens. Da nämlich alle anderen Wesen in selbständigen Lebensformen sich bewegen, die sich anschließen sollen dem göttlichen Lebensgesetz und demselben unterwerfen, so ist bei allen anderen Wesen auch die Möglichkeit da, ohne sich an das göttliche Lebensgesetz anzuschließen, in sich selbst zu sein, mithin die Möglichkeit des Bösen. Mit anderen Worten: Gott allein ist absolut unabhängig und sich selbst Quell seines Lebens; es läßt

sich nicht denken, daß er von sich selbst abfallen könnte, da er sonst sich selbst aufhöbe, mithin ist das Böse bei ihm nicht möglich. Dagegen tragen alle anderen Wesen das Leben in sich als von Gott abgeleitet, sie sind sich nicht selbst Quell ihres Lebens, sondern Gott ist der Quell ihres Lebens, mithin ist bei allen anderen Wesen möglich, daß sie sich von dem Quell ihres Lebens entfernen, mithin ist das Böse möglich. Es geht hieraus hervor, daß die Möglichkeit des Bösen in der Idee jedes Geschöpfes als Geschöpf, d. h. als abhängiges Wesen, liegt. Anders verhält es sich mit der Anlage zum Bösen. Insofern diese der Anfang der wirklichen Abkehr von Gott ist, widerspricht sie vielmehr der Idee jedes Geschöpfes als Geschöpf; denn Geschöpfe sind eben ihrer Idee nach selbständige Lebensformen, welche die Lebensgesetze des autonomischen Urgrundes in sich wiederholen und dadurch an der Fülle und Seligkeit seines Lebens Anteil erhalten. Wollte man nun sagen, Gott hätte den Menschen ohne diese Möglichkeit des Bösen schaffen müssen, so heißt dies so viel als: Der Mensch hätte kein Geschöpf sein müssen.

Eine zweite Einwendung ist die: Liegt nicht ein Widerspruch in der Annahme einer seligen Unschuld beim ersten Menschen, welche die Genüge hatte, und der Annahme, daß dies Wesen aus diesem Zustande, aus dieser Seligkeit heraustreten wollte? Warum trat der Mensch aus Gott heraus, wenn er doch in Gott selig war? Wir fragen hier nach einem Grunde, warum der Mensch böse wurde. Was heißt es aber, von sittlichen Handlungen einen Grund angeben? Heißt dies nicht, zeigen, daß sie nach der höheren in Gott gegründeten Lebensnorm vernünftiger Geister geschehen sind? Kann nun wohl vom Bösen je ein solcher Grund angegeben werden? Dies widerspricht ja eben der göttlichen Lebensnorm vernünftiger Geister; es ist unvernünftig, daher kann auch kein Grund für dasselbe angeführt werden. Es liegt also in der Natur des Bösen, daß es keinen Grund hat. Es liegt in der

Natur des Bösen, daß die Frage sich nicht beantworten läßt, warum der erste Mensch aus dem Leben in Gott heraustrat. Auch im gegenwärtigen Leben des Menschen geschieht es häufig genug, daß der Mensch aufs klarste einsieht, ja, in einem bangen Vorgefühl antizipiert, wie unselig ihn die Ausübung irgendeiner Sünde machen werde, und dennoch tut er die Sünde. Einen vernünftigen Grund hat er gewiß nicht dafür. Es ist eben die Natur des Bösen, daß es blind ist.

Wir könnten nun aber fragen, haben wir denn niemals einen gewissen Grund, wenn wir böse sind? Allerdings, einen gewissen, d. h. eine Art von Grund, nämlich einen Scheingrund. Das Geistesleben im Menschen ist, selbst noch in dem gegenwärtigen gefallenen Zustande, so sehr ein ungeteiltes, daß der Mensch keine Handlung tun kann, es sei, welche es wolle, ohne ein etwelches Mitwirken von Erkenntnis und Gefühl. Da nun das Böse nicht beim Menschen unter der Form eines vernünftigen Erkenntnisgrundes zustande kommen kann, d. h. unter Beistimmung des Gewissens, so kommt es unter der Form einer Scheinerkenntnis zustande, unter der Form von Scheingründen. Und die Erfahrung lehrt es, wie gerne und wie oft der Mensch, wenn er das Rad des Besserwissens in der Ferne gehen hört, ausbiegt und, mit Sta. Clara zu reden, wie er kein Handwerk besser versteht, als das Fuhrmannshandwerk und das Fischerhandwerk (nämlich sich selbst mit faulen Fischen zu speisen und sich selbst hinters Licht zu führen). So können wir uns denn auch beim ersten Menschen einen Scheingrund denken, unter dessen Form die Sünde zustande kam, und dieser war das Wort des Verführers: Ihr werdet sein wie Gott! Nicht, als ob dieser Scheingrund vorausgegangen sei und die ungeordnete Neigung nach sich gezogen habe, sondern mit der ungeordneten Neigung zugleich trat er als Erkenntnisform derselben hervor, mit der Sünde war der Irrtum geboren und zugleich auch die Unseligkeit.

So, glaube ich, ist die Schrift die Löserin des größten Rätsels, das es in der Wesenwelt gibt; so, meine ich, wirst auch du, Teurer, in der göttlichen Torheit mehr Weisheit finden, als im Babel aller Systeme.

(„Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner." Zweite, umgearbeitete Auflage. Hamburg, Friedr. Perthes, 1825. S. 15—29.)

2. Erbsünde.

Wir sprechen von einer angeerbten und fortgepflanzten Sündhaftigkeit (nur mit Unrecht Sünde genannt) — ein Ausdruck, der vielleicht auch dir töricht klingt — denn, fragest du, kann auch die Seele wie der Leib sich fortpflanzen? Wie kann eine Richtung des Willens durch leibliche Erzeugung sich verbreiten? — Warum sollte, so tue ich die Gegenfrage, die Seele nicht sowohl sich nicht zerteilen können vom Vater auf Sohn bei der Zeugung; das kann sie, die einfache, allerdings nicht; aber warum sollte sie nicht das Vermögen besitzen, neue Seelen aus sich zu zeugen? Sehen wir doch überall einen so innigen Zusammenhang von Geist und Leib, daß, um Einheit zu erhalten, die Materialisten den Geist zum Leibe, die Idealisten den Leib zum Geiste machten. Sehen wir doch unleugbar, daß in einzelnen Fällen Seelenzustände von Vater auf Sohn sich fortpflanzten; ist dies einmal geschehen, so ist dies nicht ein Beweis für einmal, denn es zeugt dafür, daß es nicht unmöglich ist. Daraus aber, daß nicht alle Laster sich vom Vater auf Kind fortpflanzen, daß oft in bezug auf einzelne Neigungen und Triebe die größte Verschiedenheit stattfindet, kann kein Schluß gemacht werden gegen die Annahme, daß eine allgemeine gespaltene Willensrichtung sich fortpflanze; denn durch die Abkehr des Urmenschen ging eine so wesentliche Veränderung in der menschlichen Natur vor, daß die gespaltene Willensrichtung jetzt ebensosehr zur Natur des Menschen gehört als das Gewissen, welches

an die Stelle des früheren Bewußtseins trat. So wie dieses auf alle Nachkommen des Urmenschen sich fortpflanzte, so auch die gespaltene Willensrichtung. Endlich, genügt dir nicht die Annahme einer Fortpflanzung der menschlichen Seelen zugleich mit den Leibern, so gib mir einen anderen Weg der Mitteilung der Seelen an! Du weißt, daß außer dieser theologischen Ansicht, Traduzianismus genannt, nur noch zwei vorhanden sind, Praexistentianismus und Kreatianismus. Ich bitte dich aber, zu gestehen, ob nicht bei einer dieser beiden Erklärungsweisen du dich in weit größere und bedeutendere Schwierigkeiten verwickelst. Genügt dir also diese Erklärungsweise nicht, und du willst deswegen sie verwerfen, ohne eine andere zu haben, so gleichst du dem, welcher zu gehen verschmähte, weil er nicht fliegen konnte — er blieb also sitzen! — (Ebenda. S. 39, 40.)

Ihr, die ihr den Gedanken nicht ertragen könnt, daß von der Mutter her in dem Innersten unseres Wesens die böse Lust und Neigung gepflanzt sein soll, und die ihr darum geneigt seid, dem Worte unseres eigenen Meisters: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch" den Rücken zu kehren — ihr könntet also wirklich meinen, daß mit keinen anderen als heiligen Trieben eure Kinder in diese Welt geboren werden, oder — wagt ihr dies nicht zu behaupten, daß wenigstens mit ebensoviel Trieb zu Gott hin als zur Sünde sie in diese Welt treten? Ihr könntet glauben, daß jene Allgemeinheit, jene Tiefe und jene Unüberwindlichkeit der Sündengewalt gar nicht so sehr in unserem eigenen Herzen ihren Grund habe, als nur in der Angewöhnung und im bösen Beispiel? Aber warum, wenn dann alle Sünde nur aus Angewöhnung kommt, warum könnt ihr dann nicht auf einen zeigen, der sie sich gänzlich wieder abgewöhnt hätte? Die Unart, die nur aus Angewöhnung kommt, soll die dann nicht mehr wieder sich abgewöhnen lassen — unter Tausenden

von Millionen auch nicht bei einem? Indes, wenn ich auch das nicht verlange, könnt ihr denn nur auch einen aufstellen, dem von Kindheit an Gott und seinen heiligen Willen innig zu lieben ebenso leicht würde, wie die Liebe zu Geld, Ehre und guten Tagen? ebenso leicht würde, demütig zu sein, wie eitel und hochmütig? die Selbstverleugnung für die Brüder, die Mäßigkeit, die Keuschheit ebenso leicht als der Eigennutz, die Unmäßigkeit und die Weltlust? Solange ihr den Menschen nicht gefunden habt, wie können wir das glauben, daß das Gute mit ebenso mächtigem Triebe in dem Menschen regiere als das Böse, oder wohl gar mit noch mächtigerem?

Ihr wißt so schön zu sprechen von dem holden Unschuldsauge des Kindes; selbst von der Kanzel herab werden euch so süße Dinge darüber gesagt — soll aber daraus wirklich folgen, was gefolgert wird, daß diese Kindlein nicht geboren werden mit einem Herzen voll böser Lust und Neigung? Nun, woher denn doch, sobald es nur sein Bewußtsein zu entwickeln anfängt, der Neid, die Mißgunst, der Trotz, die Lüge — und zwar trotz aller Wache und Abwehr der Erziehung! — woher denn doch, wenn ihre finstere Gewalt nicht schon im Keime in ihnen gelegen hat? Ihr sprecht von dem bösen Beispiel der Erwachsenen. Aber irre ich mich, wenn ich sage, daß Kinder diejenigen Sünden an uns, den Großen, die uns an uns selbst das meiste Herzeleid machen, ja kaum merken und verstehen können? Indes, wäre auch das nicht, so frage ich immer wieder: Warum haften denn die bösen Beispiele leichter als die guten? Den holdseligen Blick der Kleinen, wenn sie arglos ihre Arme um Vater und Mutter schließen — o, wir kennen ihn ja auch wohl! Aber irre ich mich, wenn ich sage, daß uns doch eigentlich nichts anderes daran entzückt, als eben das, was uns Christus in den Kleinen zur Nachahmung aufstellt, jene vertrauensvolle Hingebung, jenes innige Sichanschmiegen an die, von denen sie alles erwarten, Brot, Schutz, Trost und Rat? Nicht das

durch und durch reine Herz, meine ich, spiegelt sich in jenem Auge, sondern allein das arglose und darum noch vertrauensvolle und hingebende Herz. „Solcher ist das Reich Gottes", spricht Christus; dieselbe arglose Hingebung, denselben Blick des Vertrauens, wie ihn die Kinder für die Mutter haben, verlangt er für sich von uns, und gerade dieses einzige, was wir von unsern Kindern lernen können und sollen, lernen wir dünkelhaften Menschen nicht!

(Aus „Predigten über das Augsburgische Glaubensbekenntnis und über die Leidensgeschichte". 3. Auflage. Gotha, Fr. A. Perthes, 1863. S. 14, 15.)

3. Wesen der Sünde.

Wie könnte es sich der Mensch verheimlichen, daß der Wurm, der an seinem inneren Leben frißt, die Selbstsucht ist? Laß mich vor dir genauer die Gestalt unseres inneren Menschen entfalten. Während in dem Urmenschen in göttlicher Einheit verbunden gewesen war Wollen, Fühlen und Erkennen in Gott, so erhielt der Nachkomme jenes ersten statt des göttlichen Bewußtseins das Gewissen, das erst mit der Sünde entstehen kann, indem es nur mahnend ist; statt des Gefühls der Seligkeit das vorwaltende Gefühl des Unfriedens und der Unseligkeit; statt jener einen Wurzel des mit dem göttlichen Willen einigen Willens die gespaltene Willensneigung, die zum Teil das Göttliche wollte, zum Teil das Selbstsüchtige. So ist denn allerdings ein Halbgott in dem Menschen, der aber mit dem Halbtier sich nicht endet, sondern damit anfängt; denn es ist die menschliche Natur eine düstere Nachtflur, über die nur, wie über die Ebenen von Baku, ein leises, heiliges Feuerflammen hinläuft. O, wie liegt die heilige Stadt so wüste, in der so viel Volks war! Sie ist wie eine Witwe. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen!

Prüfe dich und blicke in dein Inneres, ob ich nicht schildere deines Busens geheimste Kämpfe. Ist es nicht also, wenn das Gewissen mit fester Entscheidung dir die Pflicht in ihrer Strenge vorhält, so geschieht es, daß wohl ein leises Regen dich nach jener Seite hinzieht; aber wie ein schlafender Zyklop wacht daneben eine ungezügelte blinde Lust auf, die Befriedigung heischt.

Nun kämpft der blinde Riese mit dem leisen Regen, dem die göttliche Erkenntnis mächtig zur Seite steht; doch sie wird bald von dem Riesen der selbstsüchtigen Begierde verdunkelt, und wenn das Auge in uns Finsternis worden ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! Im Blinden hascht die Sünde ihre Beute. Bei verdunkelter Erkenntnis dient der Mensch der blinden Begierde, und kaum hat er im Dunkeln seinen Genuß dahingenommen, so tritt das Licht der Erkenntnis wieder rein hervor, und der innere Richter verdammt ihn. Dieser Kampf mit seinen wiederholten Niederlagen, er wird nicht nur dann und wann bei großen Entscheidungen des Lebens gekämpft, sondern täglich und stündlich streitet ihn der Mensch, je mehr das Gewissen in ihm durch den Umgang mit Gott erleuchtet wird, und je mehr die leise Willensregung, die im Menschen zu Gott will, zur Flamme göttlicher Liebe wird.

Ich will dir die Kriegsgeschichte des menschlichen Herzens mit den Worten eines Mannes vorlegen, der sie mich selber gelehrt hat, eines Mannes, der zu kämpfen, aber auch Kronen zu verdienen wußte. Die Gedanken, die der Apostel Paulus hierüber vorträgt, im Römerbriefe Kap. 7, 9—25 ausführt, sind folgende: „Es gibt wohl eine Zeit im menschlichen Leben, da noch gar nicht das Bewußtsein eines höheren Gesetzes im Menschen erwacht ist, dem der Mensch sich unterordnen muß. In diesem Zustande ist die Sünde wie tot, denn sie tritt nicht in lebendigem Zweikampfe mit dem Gesetze der Heiligkeit auf. Erwacht dagegen jenes Bewußtsein, so wird die Sünde im Kampfe damit desto wirksamer. Mein höheres

mich Armen aus dieser Masse des Elends erlösen; ich selbst kann es nicht, auch das Gesetz vermag es nicht! Da tritt Christus ins Mittel, der ist es, der den Zwiespalt in mir aufgehoben, dem danke ich es!"

(„Die Lehre von der Sünde" usw. S. 32—35.)

4. Schuld der Sünde.

Was sagt die Schrift über die Schuld dieses angestammten Herzens voll böser Lust und Neigung? Daß die Menschen mit solchem Herzen ins Reich Gottes nicht eingehen, also geliebte Kinder Gottes nicht werden können, bis daß sie von Grund aus aufs neue geboren werden, sagt Christus (Joh. 3, 5). Wir lassen sie jetzt ganz beiseite, jene Frage, woher ein solches Herz voll böser Lust und Neigung in uns gekommen; wir fragen uns allein, ob auch schon diese böse Lust und Neigung verwerflich sei vor Gott. Das nun kann schon der Sinai uns lehren. „Laß dich nicht gelüsten!", „Laß dich nicht gelüsten!" ruft das Gesetz vom Sinai herab. Amen! hat das Volk dazu gesprochen. „Ich wußte nichts von der Lust", spricht Paulus, „wo das Gesetz nicht gesagt hätte: Laß dich nicht gelüsten!" Lasset uns deutlich machen, um was es in diesem Stücke sich handelt. Darum handelt es sich, ob wir in diesem Stücke unseres Glaubens, daß nämlich auch schon die verborgene Lust des Herzens verdammlich sei vor Gott, wieder zurückkehren sollen zur Lehre der päpstlichen Kirche; denn sie ist es, die im Einklange mit dem, was unsere aufgeklärte Zeit lehrt, schon vorzeiten gelehrt hat, daß nur die Taten den Menschen verdammen können und nicht die Lust seines Herzens. „Es lehren unsere Widersacher," so spricht Melanchthon, „daß nur die Tat einen Menschen vor Gott verdammen könne, nicht aber die böse Neigung, die weder gut noch böse sei." Ihr Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts nun, die ihr es in diesem Stücke nicht mehr meint halten zu können mit dem Glauben eurer Väter, ihr wollt also wirklich in diesem

Stücke wieder zurückkehren zu dem alten päpstlichen Glauben? Wohlan, wir wollen auch in diesem Stücke an Christi und unseres Bekenntnisses Wort den Prüfstein der Erfahrung legen. Ein ernster und tiefer Blick in das eigene Herz sollte wirklich das demütige Bekenntnis unserer Väter Lügen strafen? Wie gesagt, wir lassen sie jetzt dahingestellt sein die Frage, woher wir ein solches Herz bekommen haben; nur das frage ich: Wenn wir über diesem dunklen Grunde, aus welchem einmal über das andere jähzornige Wallungen, wollüstige Regungen, ehrgeizige Begierden, mißgünstige Wünsche, Übermut im Glück, Murren und Verzagtheit im Unglück heraufquellen — wenn wir über dem allen ein heiliges Gottesauge uns aufgeschlagen denken, können wir glauben, daß es mit Wohlgefallen darauf herabblicke? Wir können es nicht; nach allem, was wir von diesem Gotte glauben und wissen, können wir es nicht, sondern müssen mit unserem Bekenntnis halten, daß es Sünde und verdammlich sei vor Gott. „Gedanken sind zollfrei" — nämlich vor den Königen der Erde; aber unser Gewissen und die Schrift spricht: „Gott erforschet das Herz." . . . Die keinen Menschen und keinen Gott fürchten, die fürchten ihr Gewissen; und wenn das Gewissen nicht bloß meine bösen Taten, sondern auch die böse Lust in mir verdammt, die vom Mutterleibe an in mir ist, wie soll sie mein Gott nicht verdammen?

(„**Predigten über das Augsburgische Glaubensbekenntnis**" usw. S. 16, 17.)

VI. Von Christi Person und Werk.

1. Einleitendes.

Man legt die Hand an Kieselgestein und gräbt Berge aus der Wurzel um. Man reißet Ströme aus dem Felsen, und alles, was köstlich ist, siehet das Auge. Man bindet die Tränen der Bäche und bringt das Verborgene ans Licht. Wo will man aber Weisheit finden, und wo ist die Stätte des Verstandes? Niemand weiß, wo sie lieget, und wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen. Der Abgrund spricht: Sie ist nicht in mir, und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir. Sie ist verhohlen vor den Augen aller Lebendigen, auch verborgen den Vögeln unter dem Himmel. Die Verdammnis und der Tod sprechen: Wir haben mit unseren Ohren nur ihr Gerücht gehört. Aber Gott weiß den Weg zu ihr und kennt ihre Stätte, denn er siehet die Enden der Erde und schauet, was unter allen Himmeln ist.

Zu diesem Unsichtbaren weise ich auch dich als deinem Lehrer. Glaube mir: Ein einziger Zug vom Vater, und — Welten des Irrtums stürzen; ein einziger Liebeskuß vom Sohne, und — Meere der Sünde versiegen. So nimm denn die Adlerschwingen des Gebetes, und über die Welt und die Vergänglichkeit dich erhebend, schaue kühn dem Ewigen in sein Auge!

„Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten. Keiner hat je so geliebt;

und so etwas in sich Gutes und Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht, und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt." *)

(„Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner" S. 44, 45.)

Und dennoch ist das unsterbliche Leben aus Gott in mir vom Tode wohl beherrscht, aber nicht vernichtet; noch lebt unter dem Todesschlaf ein Auferstehungskeim und treibt und ringt der Sonne entgegen. Ich weiß es, daß die Sünde in mir die Macht hat, aber ich weiß auch, daß dem Guten in mir das Recht gebührt. Der verlorene Sohn sehnet sich mit allem, was in ihm ist, nach jenem urbildlichen, vollkommenen Sohne, über dem sich der Himmel geöffnet und die Stimme gerufen: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" — nach diesem sehnet sich der verlorene Sohn, daß er seine Bande löse und die Züge des Ebenbildes Gottes in ihm wiederherstelle. Ich trage noch in mir, wie eine dunkle Erinnerung, eine Wahrheit aus Gott, die auch im Inneren der Heiden, wie der Apostel sagt Röm. 1, 18—32, geoffenbart ist, nur daß die Heiden sie durch Ungerechtigkeit aufhalten; aber ich bin wie ein Träumender, und die Wahrheit will vor meinen Blicken keine bestimmte Gestalt gewinnen. Der, welcher in des Vaters Schoß gelegen, hat das Wort der Wahrheit ausgesprochen, in dem wir alle leben, weben und sind, ohne uns recht darauf zu besinnen. Seitdem sehen wir es erst klar ein, daß wir verlorene Söhne sind, aber auch zugleich den Weg, der in die Heimat führt.

---

*) Zitat aus Matthias Claudius „Wandsbecker Bote" VI. 98.

Gott der Herr spricht:
Hüll' dich in Jesum ein, so werd' ich dich erkennen;
Wirst du Sein Eigentum, will ich dich meines nennen.
Weil du von mir abstammst, bist du noch nicht mein eigen;
Wer will mein eigen sein, muß auch mein Bildnis zeigen.
(„Stunden christlicher Andacht." S. 5, 6.)

2. Christi Person.

Wir sollen zu Gott kommen, aber wir können nicht eher zu ihm kommen, als bis er zu uns gekommen ist — nur durch Gott geht der Weg zu Gott. Und das ist eigentlich der Inhalt unseres zweiten Artikels, in dem wir bekennen: „Ich glaube an den eingeborenen Sohn Gottes."

Wir stehen an der Schwelle eines großen Geheimnisses. So weit das Wort der Offenbarung den Schleier gelüftet hat, lasset uns einen Blick auf dieses Geheimnis werfen, „in welches die Engel gelüstet zu schauen".

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; und durch dasselbige sind alle Dinge, die gemacht sind." Gott ist von Ewigkeit her kein stummer Gott gewesen, das ist es, was dieses Wort der Offenbarung uns verkündet; es ist nicht eine ewige Stille auf dem Abgrunde gewesen in dem Urbeginn der Zeiten. Gott hat mit sich selbst Gespräch gehalten, er hat mit sich selbst gesprochen in seinem Worte, und dasselbige, was hier die Schrift das Wort Gottes nennt, das nennet sie anderwärts die Weisheit, das Ebenbild, den Abglanz, den Sohn des Allerhöchsten. Vernehmet, was in des Alten Bundes Zeiten die Weisheit bei Salomo von sich selber zeuget: „Der Herr hat mich gemacht im Anfange seiner Wege; ehe er was machte, war ich da; ich bin eingesetzt von Ewigkeit, vor Anfang, vor der Erde — und da er die Himmel bereitete, war ich daselbst, da er die Tiefen mit seinem Ziel verfaßte, da er die Wolken

droben festete, da er befestigte die Brunnen der Tiefe, da er dem Meere das Ziel setzte und den Wassern, daß sie nicht übergehen seinen Befehl, da er den Grund der Erde legte, da war ich der Werkmeister bei ihm, da war ich sein Ergötzen Tag für Tag und spielete vor ihm allezeit." Und vernehmet, wie diese prophetische Stimme abermals fragt: „Wer fährt hinauf gen Himmel und herab, wer fasset den Wind in seine Hand, wer bindet die Wasser in ein Kleid, wer hat alle Enden der Erde gestellet, wie heißt er, und wie heißt sein Sohn? Weißt du das?" — Gemeinde Jesu Christi, wir wandeln im Lande des Glaubens und nicht des Schauens; was uns von Gottes Geheimnissen mitgeteilt wird, widerfährt uns daher im Bild und im Gleichnis. So hat sich denn die Schrift zu dem Schwachen herabgelassen und im Bild und Gleichnis geredet, indem sie von einem Worte, von einer Weisheit, von einem Sohne und Ebenbilde Gottes geredet. Es hat sich Gott von Ewigkeit vor sich selber offenbart, er ist sich in der Fülle seiner Herrlichkeit Gegenstand seiner eigenen Betrachtung, sein eigenes Du, geworden; und hätte er sich nicht vor sich selber offenbart, wäre er nicht ein persönliches Gegenbild seiner selbst geworden, so hätte er sich auch nicht außen offenbaren können — das ist der Inhalt, der unter jenen bildlichen Ausdrücken verborgen liegt. Diese Offenbarung Gottes vor sich selbst und in sich selbst nennt die Schrift das Wort, weil er darin sich vor sich selber ausspricht; sie nennt sie die Weisheit, weil er darin sich selbst weiß; sie kommt als eine gütige Mutter der menschlichen Schwäche noch näher und nennt sie sein Ebenbild, seinen Sohn, dieweil der menschliche Vater in seinem Sohne sein eigenes Wesen als im Gleichnis widerstrahlen sieht. Durch seinen Sohn heißt es nun, hat er die Welt geschaffen; denn wie anders hätte er die Herrlichkeit, die er in sich selbst trug, aus sich herausstellen können in eine geschaffene Welt, als nachdem er sie vorher als einen Abglanz seines eigenen Wesens in sich angeschaut

hatte? Nicht der stumme Gott schafft, mit sich selber muß er erst Rede führen; nur wenn er sich geoffenbart vor sich selber, kann er sich auch in der Welt offenbaren; nur aus der lebendigen Rede mit sich selbst geht jenes Werde hervor, aus dem Himmel und Erde geworden sind.

Es mag sein, daß noch immer manchem von uns diese Wahrheit sich in das Geheimnis und Rätsel hüllt. So laßt uns wenigstens mit Ehrfurcht davor stehen bleiben, bis sie ihren Schleier abwirft.

(Aus „Predigten über das apostolische Glaubensbekenntnis" [ursprünglich 1837, 3. Sammlung der Predigten in dem akademischen Gottesdienste zu Halle gehalten]. Gotha, Perthes, 1863. Band II, S. 113, 114.)

„Ihr, die ihr statt Jesus, den Sohn Gottes und der Menschen, das Menschenkind erwählet, ihr habt statt eines heiligen und unbefleckten Lammes Gottes, das die christliche Kirche euch darbietet, in der ihr geboren, getauft und erzogen seid, einen Frevler und Verbrecher erwählt."

Wenige oder keinen wird es unter denen, die Christum für ihresgleichen halten, geben, welche der Gedanke: „Christus ein hochmütiger Frevler" nicht empörte. Es ist eine schöne Inkonsequenz von uns Deutschen — in England, Italien und Frankreich war und ist es bei den Deisten anders. Und eben, weil dem deutschen Deisten für seine Person der Gedanke durchaus fremd ist, so erstaunt er auch, wenn man diese Konsequenz seinem Systeme zuschreibt. Es wäre aber nicht der erste Fall, daß in einem Systeme notwendige Folgerungen liegen, welche die Personen nie ausdenken. Man lasse den Geist, der jetzt (1834) von Frankreich her den Süden unseres Vaterlandes angesteckt hat, nur noch zwei Jahrzehnte in der Volksmasse fortwirken, und man wird aus Prämissen, auf die jetzt

unzählige wie auf ein Evangelium schwören, zu seinem Schrecken sich Folgerungen entwickeln sehen, an die keiner dachte!

Es ist hier nicht der Ort zu einer theologischen Abhandlung. Ich kann aber doch nicht umhin, mit einigen Worten die Umwege zu berühren, auf denen der deutsche Deist den furchtbaren Konsequenzen, welche jene Predigt ausspricht, zu entgehen sucht.

Zuvörderst bleiben mehrere dabei stehen, daß es eine gewisse Exaltation gebe, in welcher edle Menschen wohl mehr von sich aussagen, als das nüchterne Bewußtsein gelten lassen kann, dieses aber — zumal bei einem Orientalen — Schwärmerei, Hochmut zu nennen, sei ungerecht. Die Antwort ist: hat Christus wirklich ausgesprochen, was wir von ihm lesen, und ist doch nichts mehr gewesen als jedes andere Menschenkind — also auch sündig, da das vitiis nemo sine nascitur (keiner wird sündlos geboren), zu dem Horaz sich bekennt, auch ihn einschließen muß — so wird niemand umhin können, eine solche Exaltation für schwärmerisch zu halten und als ihre Quelle den Hochmut anzuerkennen. Man prüfe sich, welchen Eindruck in eines Sokrates Munde machen würde das: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?“ „Wer mich siehet, der siehet den Zeus“? usw. —

Aber wir sehen uns zweitens darauf verwiesen, daß jene Aussprüche sich anders interpretieren lassen: „Wer kann mich einer Sünde zeihen?“ nämlich nur einer Tatsünde. „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ — denn in mir, wie in allen moralischen Menschen, zeigt sich eine gewisse Gottähnlichkeit. „Niemand“ — nämlich in Palästina — „kennet den Vater“ — das heißt: Gott als den Menschenvater — „als der Sohn“, d. h. der Messias. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ — mir ist die Lehrgewalt über die Juden und über die Heiden übertragen usw. Doch man weiß kaum, ob diese Interpretionen eine Ironie auf die Bibel oder auf diese

Theologie selbst sein sollen. Nur eine Interpretation dieser Art verdient Beachtung: Sohn Gottes sei nur gleich Messias. Doch auch diese Erklärung wird jetzt kaum mehr vorkommen. Sohn Gottes heißt nicht Messias, sondern der Messias war im besonderen Sinne ein Sohn Gottes, der eingeborne, so daß in diesem Sinne nur einem, nur ihm der Name Sohn zukommen kann. Hat Christus nichts anderes mit jener Benennung gemeint, als theokratischer König, Messias, warum hebt das Volk Steine auf und spricht: „Um der Gotteslästerung willen, daß du ein Mensch bist und machst dich selbst zu Gott"?

Indes, wenn nun auch die höhere Bedeutsamkeit dieses einen Namens glücklich beseitigt würde — an den anderen Aussprüchen scheitert diese ausleerende Exegese doch. Wir werden jedoch drittens auf die Akkommodation verwiesen. Im hohen Bewußtsein der moralischen Kraft, die ihm einwohnte, ein Restaurator seines Volkes zu werden, hat er die Form ergriffen, die er unter seinem Volke vorfand, und das Messiasgewand sich angelegt. Zuvörderst nun: Wer rechtfertigt es vor dem Richterstuhl einer Moral, die dem Jesuitismus vorwirft, die Unwahrheit als Mittel zu gebrauchen zur Stütze des Reiches der Wahrheit? Sodann: Wer überzeugt sich, daß der, welcher vor dem Hohenpriester auf den Schwur bei dem lebendigen Gotte beteuerte, er sei Christus, der Sohn Gottes — in diesem Augenblicke sich, gegen seine Überzeugung, akkommodierte? Ferner: Wer rechtfertigt es, daß er Höheres von sich aussagte, als — wie man annimmt — von seinem Volke damals erwartet wurde? Endlich: Was geziemte dem kindlich frommen, demütigen Israeliten, der in sich, wie in allen anderen Menschen, der Sünde Gewalt fühlte und mit seinem frommen Vorfahren beten mußte: „Herr, wer kann merken, wie oft er fehlt? Vergib mir auch meine verborgenen Sünden"; der also selbst mit Sehnsucht auf den Erlöser von allem Übel hinaus-

blicken mußte, den Gott von den Vätern her seinem Volke verheißen — was ziemte ihm mehr: kindlich zu harren und mit jenen Frommen, die in Jerusalem warteten auf „den Trost Israels“ (Luk. 2, 25), zu bitten, daß er bald kommen möchte, oder: — sich selbst darzubieten als den, „welchen viele Könige und Propheten zu sehen gewünscht hatten — dessen Tag schon Abraham sah und sich freuete“?

Doch es wird noch ein vierter Ausweg uns eröffnet. Vielleicht hat Christus alle Aussprüche dieser Art gar nicht selbst getan, sondern sie sind ihm nur von seinen Jüngern in den Mund gelegt worden. Vielleicht — vielleicht auch nicht? — Dieser Ausweg ist allerdings kühn, kühn wie der jenes Helden, welcher den Knoten, den er nicht lösen konnte — zerhieb. Also nur diejenigen Aussprüche soll Christus getan haben, welche jeder weise und tugendhafte Mann auch sonst, ohne Überspannung und Hochmut, von sich zu tun imstande wäre — was irgendwie ein Strahl von oben her um das Haupt des Erlösers schimmert, soll abgestreift werden. Wohl, man mache einmal den Versuch und streiche in den Evangelien alle Worte aus Christi Munde, in denen ein Schimmer übermenschlicher Größe, Reinheit, Macht leuchtet, alle Aussprüche, welche von seiner eigenen Erhabenheit, von der geheimnisvollen Verbindung mit den Seinigen, von seiner Auferstehung, Verherrlichung handeln, alle Weissagungen, alle Worte, welche seine Taten als Wunder Gottes bezeichnen, welche ihn als den bezeichnen, dem der Vater das Gericht und die Auferweckung der Toten übertragen usw., und man sehe, wie viel von seinen Worten übrig bleibt! Und haben seine Jünger und Lebensbeschreiber — von denen selbst der, welcher nur, was er von anderen empfangen, aufzeichnete, uns bezeugt, daß er nur gebe, „was die von Anfang an Augenzeugen waren“ berichteten, und zwar „genau“ (Luk. 1, 1. 2.) — dies alles ihm in den Mund legen können und dabei auch das Geschichtliche mannigfach unrichtig und fabelhaft dargestellt — wo findet man

in aller Welt eine Lebensbeschreibung, die weniger treu wäre, von der man mit größerem Rechte sagen könnte: Sie beschreibt statt der Taten und Meinungen des Helden der Geschichte die der Autoren? Und aus einer Geschichte, mit der es sich also verhielt, will man alsdann erfahren, wer der Jesus von Nazareth gewesen, von dem sie erzählt, und was er eigentlich gelehrt und gewollt; — in einem Prozesse, wo alle Akten verfälscht sind, wird niemand ein Urteil fällen können.

Natürlich ist hier bei weitem nicht alles gesagt, was zu sagen wäre; nur Winke sollen gegeben werden. Denn was der biblischen Wahrheit und auch der Wahrheit der biblischen Geschichte jene Überzeugungskraft mitteilt, welche den Menschengeist überwindet, das ist ja vorzugsweise das Zusammenstimmen. Vielleicht, daß man diesen und jenen Lichtschimmer, der in den Nebeln der Morgenwolken leuchtet, für ein verirrtes Wetterleuchten halten kann; aber wenn die Strahlen sich mehren, wenn sie von allen Seiten her sich ergießen, und sie alle mit zusammenstimmenden Farben leuchten, wenn sie sich alle verfolgen lassen bis auf einen gemeinsamen Punkt, von dem sie ausgehen — wer will dann noch zweifeln, daß es die Sonne sei, die am Horizonte aufgeht! Das aber gerade ist der Fall bei der evangelischen Geschichte. Die Weissagungen winken in ahnungsvollem Schimmer, die Wunder reihen mit hellem Strahl sich an, die Worte und Taten leuchten in klarem Glanze — man nehme hinzu, was auf die Geschichte Jesu folgt. Wie man in der Dogmatik sagt, daß die erhaltende und schöpferische Kraft nur eine sei, wer sieht das nicht in der Geschichte der Apostel bestätigt? — Der Erlöser hat die Seinen nicht als Waisen gelassen, er ist wiedergekommen; nicht in ihrem eigenen, in Jesu Namen sprechen jetzt sie, wie einst er: „Stehe auf und wandle!" (Apg. 3, 6), die Türen der Kerker öffnen sich, die Blutzeugen sehen den Himmel offen, die Widersacher werden durch denselben Jesus zu

Aposteln umgeschaffen, das Samenkorn, in Tränen und dunkler Nacht gesäet, gehet am hellen Tage auf zum großen Baum, unter dessen Schatten die Vögel des Himmels wohnen — „selig, wer sich an mir nicht ärgert!“ spricht Christus.

(Der gesperrt gedruckte Anfangssatz dieses Abschnittes stammt aus einer Predigt Tholucks über Matth. 27, 15—26 vom Jahre 1834. [Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Band I, Nr. 11, S. 101, in der 5bändigen Ausgabe der Predigten, bei Perthes 1863]. Ihm ist ein „Anhang“ zu dieser 11. Predigt hinzugefügt [S. 120—123], der hier vollständig abgedruckt wurde.)

3. Christi Werk.

Sollen wir zusammenfassen, was das ganze Werk des Erlösers war, so war es dieses: Der Anfänger des Menschengeschlechts hatte dadurch, daß er aus der Einheit mit dem göttlichen Willen in die Willkür des eigenen Willens eingegangen war, das von Gott stammende Lebenselement, welches dazu bestimmt war, in menschlicher Form das göttliche Leben darzustellen, zerrüttet und durch die Disharmonie seines Willens, da der Wille die Wurzel des ganzen persönlichen Daseins des Menschen ist, auch über sein ganzes Sein eine Disharmonie der Kräfte verbreitet. Von ihm ging diese Disharmonie über das ganze mit ihm zusammenhängende und der Potenz nach schon in ihm gegebene Geschlecht aus. So verbreitete sich von dem Einen aus über alle die Sünde, die Schuld und das Übel. Wie es nun überall in dem Plane der göttlichen Weisheit liegt, das vorhandene Unvollkommene nicht zu vernichten, sondern vielmehr zu seiner ursprünglichen Vollkommenheit zurückzuführen, so ward auch das zerrüttete Ebenbild Gottes nicht vernichtet, sondern es ward ihm ein Erlöser gegeben. Ein zweiter Anfänger der Menschheit erschien, über den ursachlichen Zusammenhang des verderbten Geschlechts erhaben, damit er nicht an der inneren

Zerrüttung Anteil habe, aber in demselben erscheinend, damit er darauf einwirken könne. Gehorsam dem ihm gewordenen Berufe trat dieses heilige Wesen in alle durch die Folgen der Sünde zerrütteten Verhältnisse des menschlichen Organismus und des irdischen Lebens ein; es trug wie der in dem Zusammenhang mit dem sündlichen Geschlecht verwickelte Mensch alle Folgen der Sünde; es trug in seinem letzten Leiden das Schuldgefühl der sündigen Menschheit. Indem aber der Erlöser in allen diesen Verhältnissen das vollkommenste Ideal der Heiligkeit offenbarte, indem er, der Unschuldige, die Schuld des ganzen Geschlechts trug und dadurch den Anforderungen der Heiligkeit Gottes Genüge leistete, heiligte er die gefallene Menschennatur. Er wurde der Anfänger eines neuen geheiligten Geschlechts, welches durch die geistige Zeugung mit ihm zusammenhängt und der Potenz nach in ihm schon gegeben war (Röm. 5, 12 ff.). So wie Gott das ganze Geschlecht, das von dem Gefallenen ausgegangen war, als ein von der Sünde, von der Schuld und von dem Übel beflecktes Individuum angeschaut hatte, so schauete er nun, nachdem an einem Punkte dieses großen Ganzen die Sünde aufgehoben und die Schuld getragen war, das ganze Geschlecht als ein erlöstes. Dieses „Werk“ hatte der Erlöser nun auf Erden „vollendet“; der letzte Punkt der Vollendung trat freilich erst ein mit jenem großen „Es ist vollbracht!“ — aber in dieser Stunde der Erhebung redet Jesus im Vorgefühl alles des noch Kommenden.

(Zu Joh. 17, 4 in „Kommentar zu dem Evangelio Johannis“. Hamburg, Friedr. Perthes, 1827. S. 290, 291.)

4. Aus Christi Lehrtätigkeit.

Für das Verständnis der Aussprüche Jesu in der Bergpredigt über das Verhältnis seiner Gesetzgebung zu der Alttestamentlichen ist folgendes als die Ansicht Jesu selbst festzuhalten: „Der Buchstabe des Alttestamentlichen Gesetzes braucht keineswegs aufgelöst, sondern nur im Geiste

aufgefaßt zu werden, um das vollkommenste Sittengesetz darzustellen. Ich, in welchem der Geist dessen ohne Maß wohnt, durch dessen Veranstaltung das alttestamentliche Gesetz gegeben worden, bin es, der dieses geistige Verständnis eröffnet und auch in dieser Hinsicht dasselbe voll macht, erfüllt." Der erste Grundsatz mithin, den wir zur Erklärung jener Aussprüche feststellen, ist der, daß wir sie als Angaben des geistigen Sinnes der Gebote des Alten Testaments zu betrachten haben.

Hieran knüpft sich aber zum richtigen Verständnis ein ebenso notwendiger zweiter Kanon. Konnte der Buchstabe des Alten Bundes fleischlich aufgefaßt werden, so kann es auch der des Neuen Bundes; konnte den Worten des alttestamentlichen Sittengesetzes ein sehr beschränkender Sinn beigelegt werden, so kann dies auch bei denen des neuen geschehen. Wir stellen also als zweiten Kanon hin: Die Sittengebote Christi oder seine Erklärungen der alttestamentlichen Gebote müssen selbst wieder im Geiste Christi ausgelegt werden. Wie nun aber kann ich dartun, daß ich die Gebote des Gesetzgebers, der zu mir redet, in seinem eigenen Geiste auslege? Kein anderes Kennzeichen kann ich nach außen hin davon geben, als wenn meine Auslegung mit allem dem, was ich sonst von ihm weiß, aufs schönste zusammenstimmt. Bei den betreffenden Aussprüchen sind wir nun in dem seltsamen Falle, daß gerade diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Geiste Gottes als Führer überlassen haben und von dem ernstesten christlichen Sinne durch Wort und Wandel Zeugnis ablegen, einer Auslegungsweise gefolgt sind, die wir nicht geistlich, sondern fleischlich nennen müssen. Viele der ernstesten Christen der ersten Zeit, die evangelischen Sekten des Mittelalters, die ernsteren Sekten der griechischen Kirche, die Mennoniten und vor allen die Quäker haben diese Gebote Christi zum Teil oder sämtlich nicht nur buchstäblich, sondern auch absolut genommen, so daß sie,

gleichwie das Gebot der Liebe Gottes über alles, zu aller Zeit und von allen buchstäblich zu erfüllen seien. Buchstäblich ein Gebot aufzufassen und zu erfüllen, ist an sich nichts Verwerfliches, sobald der Geist des Gesetzgebers wirklich die buchstäbliche Erfüllung verlangt hat; verwerflich wird es nur dann, wenn der Geist des Gesetzgebers etwas anderes verlangt hat. Da wir nun glauben, daß der Erlöser in den betreffenden Aussprüchen die buchstäbliche Erfüllung nicht überall, sondern nur unter Umständen verlangt hat, so müssen wir jene Auffassung, insofern sie nicht genug vom Geiste des Gesetzgebers erfüllt ist, eine fleischliche nennen, d. h. eine relativ vom Geiste des Gesetzgebers unerfüllte, tote. Daß sie dies sei, und daß sie mithin unrichtig, erweisen wir 1. daraus, daß sie sich nicht konsequent bleibt und das Gebot Christi nicht durchaus und in aller Beziehung buchstäblich nimmt. Ist der Buchstabe festzuhalten, ohne alle Zutat des Geistes, so wird der Quäker auch ohne alle Umstände mit seinem Freunde, der ihn eine Meile mitzugehen nötigt, zwei Meilen mitgehen, auch dann, wenn es dem Freunde die schrecklichste Last wäre, — so wird er aufhören müssen, gegen Sünde und Lüge ein Zeugnis abzulegen, da es heißt: „Widerstrebet nicht dem Bösen", das Widerstreben aber nicht bloß die Tat, sondern auch das Wort umfaßt usw. 2. Daß nicht nur mannigfache Aussprüche Christi und der Apostel den unserigen auffallend widersprechen, sobald wir sie absolut fassen, sondern auch Handlungen Christi und der Apostel. 3. Daß die absolut buchstäbliche Erfüllung dieser Gebote in vielen Fällen nicht ohne Übertretung des höchsten Gebotes: „Liebe Gott über alles und den Nächsten als dich selbst" zustande kommen könne. Will ich das Gebot „Wer dich bittet, dem gib" absolut erfüllen, so muß ich dem Kinde das Messer und dem Selbstmörder das Gift geben usw. Unsere Ansicht gestaltet sich demnach so: Der Erlöser spricht hier Gebote aus, welche unter Umständen, d. h. da, wo die Liebe Gottes über alles und

die Liebe unseres Nächsten als uns selbst es gebietet, buchstäblich zu erfüllen sind, in denjenigen Fällen aber, wo sie ohne die Übertretung jenes höchsten Gesetzes nicht erfüllt werden können, während man sie dem Buchstaben nach nicht erfüllt, gerade durch diese Nichterfüllung dem Geiste nach erfüllt werden.

Hieran schließen sich noch zwei andere Bemerkungen, welche für die richtige Auffassung des in Frage Stehenden wesentlich sind, und deren Nichtbeachtung überhaupt viele Mißverständnisse in der Exegese und Moral erzeugt hat. Wir haben nämlich auch den populären und bildlichen Sprachgebrauch Christi ins Auge zu fassen. Zur Natur der volkstümlichen Rede gehört wesentlich, daß sie einfach und daß sie eindringlich sei, wie die Nation, die sich in neuerer Zeit auf volkstümliche Beredsamkeit am besten versteht, es ausdrückt: Der Volksredner muß in broad plain terms sprechen. Nichts nun ist diesem Charakter der Rede mehr zuwider, als logisch abgemessene Distinktionen und juristische Verklausulierungen; kurz und körnig stellt der Volksredner sein Wort hin und rechnet auf den sensus communis (gesunden Menschenverstand) seiner Zuhörer als Interpreten. In dieser einfachen, bündigen, kernigen Weise redet auch Christus. „Wer dich bittet, dem gib", sagt er — auch ein Messer dem Mörder? Die Ausnahme lehrt der Geist. „Geben ist seliger, denn nehmen" (Apg. 20, 35) — also soll ich nie ein Geschenk nehmen? Die Beschränkung lehret der Geist. „Wenn du ein Mahl machst, so lade nicht deine Freunde und Brüder, sondern die Krüppel" (Luk. 14, 12) — bei einem Mahle darf ich also nie meine Freunde einladen? Die Beschränkung lehret der Geist. „Ihr Kinder seid gehorsam den Eltern in allen Dingen" (Kol. 3, 20) — also auch, wenn sie Sünde gebieten? Die Ausnahme lehret der Geist. „Vergib dem Nächsten nicht sieben-, sondern siebzigmal" (Mt. 18, 22) — also einundsiebzigmal siebenmal

nicht? Die Antwort gibt der Geist. So rechnet die Heilige Schrift als ein echtes Volksbuch, ohne durch Verklausulierungen ihrer Gebote ihnen den Nerv abzuschneiden, allenthalben auf den Geist als Ausleger und kann ohne ihn nur mißverstanden werden.

Zu diesem volkstümlichen Charakter der Rede Christi und der Apostel gehört dann noch ein anderer Zug, die Bildlichkeit des Ausdrucks, von welcher die Exemplifikation eine einzelne Art ist. Das glücklich gewählte Bild ist diejenige Ausdrucksweise, welche, wie Augustin so schön sagt, „klein wird mit dem Kleinen und groß mit dem Großen". Es ist dem Kinde verständlich; es fällt in die Seele des ungebildeten Zuhörers wie ein Samenkorn, das allmählich unter Befruchtung vom spiritus interpres aufgeht, seine Hüllen abwirft und zum Baum wird. Das wohlgewählte Bild ist aber auch die ansprechendste Ausdrucksweise für den Geistreichen, denn es redet, wie zu allen Menschen, so auch zum ganzen Menschen. Es beschäftigt Phantasie, Witz, Verstand, Gefühl auf gleiche Weise. Das haben alle wahrhaften Volksredner gewußt — unsere modernen nüchternen Moralprediger zu ihrem Schaden ignoriert. Diese parabolische bildliche Ausdrucksweise finden wir nun auch im Neuen Testamente, welches seinen Grund zunächst darin hat, daß es auf orientalischem Boden entsprungen ist. Der nächste Gewinn von dieser Ausdrucksweise war daher, daß durch dieselbe die Rede Christi national-verständlich wurde. Es ist dies aber ein Fall, wo das Jüdisch-nationale zugleich das wahrhaft Universale ist. Wie unendlich viel eindringlicher als die abstrakt begriffliche Lehre sind Aussprüche Christi, wie folgende: „Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiß es aus usw.; wenn dich dein Nächster auf den rechten Backen schlägt usw.; laß die Toten ihre Toten begraben usw." Gerade dieser Charakter der neutestamentlichen Diktion konnte aber auch andererseits, wo nicht der Geist als Ausleger zu Hilfe kam, viele

Mißverständnisse veranlassen, insofern nämlich gerade das Bild noch mehr als die persönliche Rede cum grano salis verstanden sein will. Aus solchen ungeistlichen Mißverständnissen von Luk. 10, 4 ist z. B. der Grundsatz der Quäker, nicht zu grüßen, hervorgegangen.

(Zu Matth. 5, 21 ff. aus „Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi nach Matthäus". Hamburg, Friedr. Perthes, 1833. S. 162—169.)

5. Zu Christi Wundern.

(Auferweckung des Lazarus, Joh. 11.) Es folgt hier die Erzählung einer der merkwürdigsten Wundertaten Jesu, welche in sich überaus merkwürdig ist und dadurch noch höhere Bedeutung für den Christen erhält, daß sie uns der Evangelist so zuverlässig und so detailliert mitteilt, daß die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung sich völlig genügend dartun läßt. Ist nun unumstößlich erwiesen, daß Christus ein einziges Wunderwerk dieser Art verrichtet hat, so ist dadurch allerdings sehr viel entschieden. Es kann sich von einem einzigen so unumstößlichen Punkte aus der Glaube an die ganze evangelische Wahrheit entwickeln. Dies fühlte wohl ganz richtig Spinoza, von dem Bayle (Dict. art. Spinoza) erzählt: On m'a assuré, qu'il disait à ses amis, que s'il eût pu se persuader la résurrection de Lazare, il aurait brisé en pièces tout son système, il aurait embrassé sans répugnance la foi ordinaire des Chrétiens. Es muß aber freilich hierbei erinnert werden, daß derjenige, dessen Inneres überhaupt nicht die Richtung hat, sich über die Gesetze der irdischen Welt zur Anerkennung einer höheren Ordnung der Dinge zu erheben, ebensowenig eine Wundererzählung, die alle nur möglichen Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich trägt, für wahr anerkennen wird, als er das wunderbare Faktum, selbst wenn er Augenzeuge wäre, glauben würde. Hat sich einmal in

einem Menschen so ganz das Bewußtsein des Zusammenhangs einer höheren Weltordnung mit dieser niederen verloren, daß er sich in keinem Falle zur Anerkennung von etwas, was aus dem Kausalnexus sich nicht ableiten läßt, verstehen kann, so können Tatsachen, wie schlagend sie auch seien, die Richtung seines Inneren nicht ändern, sie können ihn nicht überzeugen. Ehe er das Unerklärliche für wirklich anerkennt, wird er zu tausend Möglichkeiten seine Zuflucht nehmen, auch zu den unwahrscheinlichsten, um zu erklären, was sich nicht erklären läßt. Ja, wenn er sich das Mitwirken höherer Kräfte nicht ableugnen kann, wird er, wenn er, wie die Pharisäer, die Wunder Christi mit Augen sieht, eher die Mitwirkung einer teuflischen Macht, als der göttlichen annehmen. Und ist sein Verstand zu gesund, als daß er seine eigenen unnatürlichen Erklärungsversuche glauben sollte, so wird er lieber auf zukünftige Erklärungen seine Hoffnung stützen und sich alles Nachdenkens darüber entschlagen, ehe er sie anerkennen wird. Während er außerdem bei geschichtlichen Erzählungen, welche alle nur zu begehrenden Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich tragen, denjenigen, der sie auf sich beruhen lassen wollte und auf zukünftige Aufschlüsse hoffte, durch welche die Sache sich aufklären würde, für töricht und für einen widersinnigen Skeptiker, für den es überhaupt keine Geschichte gibt und geben kann, erklären würde, wird er selbst bei einem von allen Seiten beglaubigten Faktum, sobald es etwas jenseit des Kausalnexus der irdischen Welt Liegendes ist, das Aufsichberuhenlassen ergreifen, welches dann aber freilich nichts anderes ist, als die ausdrückliche Erklärung, man wolle nichts glauben, was nicht der beschränkte menschliche Verstand aus dem Kausalnexus ableiten und erklären könne, man wolle keine Erscheinung einer höheren Ordnung der Dinge in der niederen annehmen.

(„Kommentar zu dem Evangelio Johannis.“ Seite 189—191.)

6. Christus unser Mittler.

„Es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung" (1. Tim. 2, 4—6).

Wollt ihr verstehen, was dieses Wort Mittler sagt, so muß ich euch in das Herz der Religion und aller Religion hineinführen. Ihr fragt die fromme Seele, was denn in ihrem religiösen Streben ihr innerstes Begehren sei? Ist es dies, die göttlichen Dinge zu verstehen? Ist es dies, sittliche und gerechte Werke zu vollbringen? O ja, spricht sie, das auch, aber du hast das Erste und Nächste noch nicht gesagt! Religion ist Lebensbeziehung, Lebenszusammenhang mit Gott, und meine Lebensbeziehung zu Gott ist gestört; ich fühle es: Ich habe keine rechte Herzensgemeinschaft mit Gott, ich stehe nicht zu ihm, wie Kinder zu ihrem Vater stehen sollen. Daß mein Zusammenhang mit Gott hergestellt werde, daß ich ein rechtes Kind Gottes werde, das ist meine erste Sorge; „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" das ist meine erste Frage. — Versöhnung, Versöhnung! das ist das innerste Interesse der Religion, das ist der Mittelpunkt alles religiösen Strebens, wie denn das Wort Religion selber in unserer Sprache eben dies heißt: „Wiederanknüpfung an Gott".

Mein gestörter Lebenszusammenhang mit Gott soll hergestellt werden, ich soll ein rechtes Kind Gottes werden. Aber durch wen? Doch durch keinen anderen, als durch den, in welchem dieser Zusammenhang mit Gott völlig ungestört vorhanden ist — Gott und Menschheit in einem? Doch durch keinen anderen, als der im vollkommensten Sinne ein Sohn Gottes ist? Unter allen, die natürlich geboren, finde ich einen solchen nicht; ich finde ihn nur in dem, der nicht natürlich geboren, von welchem vielmehr das Bekenntnis zeuget: „Geboren von der Jung-

frau Maria“. Das ist der Grund, warum ich mich auch diesem Stücke dieses Bekenntnisses nicht weigere. Mittler sollte er werden zwischen der Gottheit und Menschheit, so mußte er Gottheit und Menschheit auf vollkommene Weise in sich vereinen. Er ist „der Mensch Jesus Christus“, aber der Mensch, von dem es heißt: „Gott ist erschienen im Fleisch“ (1. Tim. 3, 16). Er heißt darum der einige Mittler, weil in dem, der uns wahrhaft mit Gott vermitteln und versöhnen sollte, erst selbst diese Versöhnung mit Gott vollzogen sein mußte, und einen anderen solchen finde ich unter den Menschen nicht. Bei allen frommen Menschen, die ich bisher kennen lernte, habe ich den Seufzer nach völliger Herstellung der Lebensgemeinschaft mit Gott, nach Versöhnung gefunden, auch bei Patriarchen, Propheten und Reformatoren, nur allein bei ihm nicht! Und doch kann ich's nicht glauben, daß er, gerade er, der mich erst selbst in die Tiefen meiner Selbstverblendung hineingeführt hat, daß er sich über das tiefste Bedürfnis der Menschen getäuscht haben sollte. Das ist schlechterdings unmöglich. Darum nenne ich ihn den einigen Mittler und glaube es, daß in ihm ein Versöhner für meinen versöhnungsbedürftigen Geist gekommen sei, denn nur ein solcher, an dem selber die Versöhnung vollkommen vollzogen war, konnte unser Versöhner werden. Und er ist's geworden, denn so viele an ihn glauben, die sind nun Gottes Kinder, welche Gott nicht mehr ansieht nach dem, was sie von Adam her sind, sondern nach dem Christus, den sie im Glauben in sich aufgenommen haben, und der in ihnen ausgeboren wird, je länger, je mehr, bis sie alle hinangelangen zu dem vollkommenen Mannesalter in Christo (Eph. 4, 13) und, wie der Apostel spricht, „dem Ebenbilde seines Sohnes gleich geworden sind“ (Röm. 8, 29). Was sie dereinst sein werden, vollkommene Kinder Gottes, das spricht Gott jetzt schon ihrem Glauben zu. Wer das glaubt, der hat die Versöhnung.

Darum nun, weil er das hat bewirken können, ist

er „das Opfer für alle unsere Sünden, das den Gotteszorn versöhnt hat“ (Augsburg. Konfession, Artikel III). Ich habe hiermit das innerste und höchste Geheimnis des christlichen Glaubens ausgesprochen. Ich weiß es wohl, daß gerade dieses Geheimnis, vor welchem die gläubige Kirche als vor dem höchsten Mysterium der Gnade die Knie beugt, bei manchen, sowie sie das Wort Opfer vernehmen, vielleicht mehr die Empfindungen des Grausens weckt, als ob damit der ganze alte abgetane Aberglaube auf einmal wieder auferstände. Ihr Zweifler, der, welcher zu euch spricht, richtet euch nicht, denn er war selbst einer der eurigen; auch er hat jenes Grauen gekannt vor jener Wahrheit, die er jetzt mit fester und beseligender Überzeugung anbetet. Möchtet ihr es glauben, daß, was euch Grauen erweckt, nicht die Wahrheit dieses Mysteriums ist, sondern nur die falsche Vorstellung, die ihr davon hegt! Ihr hört von dem Opfer Christi, das den Gotteszorn versöhnt habe, und es ist euch, als hättet ihr den Gott der ewigen Liebe verloren. Aber wer anders als die ewige Liebe hat diese Versöhnung der sündigen Menschheit gestiftet? Hat etwa, wie manche auch sagen, eine blutdürstige Gottheit diesen Versöhner hingestellt? Oder habt ihr denn das Sprüchlein eurer Kindheit vergessen, jenen Lieblingsspruch unseres Luthers: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingegeben“? Oder wäre etwa bei dem Vater nur der Zorn, bei dem Sohne die Liebe? Oder vergeßt ihr denn, was geschrieben steht: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich“? (2. Kor. 5, 19). Wenn ich ein solches Herz habe voll böser Lust und Neigung, wenn ich selbst fühle, daß mein Lebenszusammenhang mit Gott zerrissen ist, trage ich nicht in mir selbst das Zeugnis, daß der Zorn, das ist das Mißfallen eines heiligen Geistes auf mir ruht? Dies Zeugnis des göttlichen Mißfallens, das ich in mir selber trage, wird nicht ausgewischt, solange ich nicht ein Opfer habe für meine Sünden, das ich Gott vorhalten

Um seinetwillen ist zugedeckt, was hinter dir liegt; durch ihn wird in dir aufgeweckt die neue Liebe, die gerechte und heilige Werke schafft. So stehst du vor deinem Gott als eine versöhnte Kreatur, der Weg zum Vater steht dir offen, du lobest, du dankest, du betest im Namen deines Erlösers, der Zwiespalt ist hinweg, das Band zwischen Himmel und Erde ist wieder angeknüpft. —

Das glaubten unsere Väter und waren in dem Glauben selige Menschen. Das glaubten sie mit festester Zuversicht, denn es waren Menschen, welche fühlten, daß ihr Lebenszusammenhang mit Gott gestört sei, und die von Herzen danach verlangten, Gott vollkommene Opfer zu bringen. Wir, ihre Kinder, wir sehen an ihrem Glauben hinauf, und wie viele von uns, die ihn kaum verstehen können! Warum? Wir können den Glauben an einen göttlichen Mittler nicht verstehen, weil wir's nicht lebendig empfinden, daß unser Lebenszusammenhang mit Gott zerstört ist; wir können den Glauben an Christi Opfer nicht verstehen, weil wir nicht ernst genug die Unvollkommenheit der Opfer empfinden, die wir ihm darbringen, weil wir uns schon zufriedengeben bei den eigenen erbärmlichen Werken unserer eigenen Gerechtigkeit. So stehen wir armen Menschen und sehen an den Glaubensschätzen unserer Väter empor, die wir nicht einmal recht verstehen können!

(Aus der dritten Predigt über „Das Augsburgische Glaubensbekenntnis" [gehalten 1850]. Gotha, Fr. A. Perthes, 1863, V. Band, S. 25—28.)



VII. Von der Rechtfertigung durch den Glauben.

1. Worin sie besteht.

An der Grenzscheide beider Jahrhunderte, des 18. und des 19., trat einer der berühmtesten Theologen jener Zeit, der sächsische Oberhofprediger Reinhard, mit der damals die ganze deutsche Kirche in Erstaunen setzenden Predigt auf, „wie sehr wir Ursache haben, es nie zu vergessen, daß unsere Kirche der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ihren Ursprung verdankt". Das Thema von der Rechtfertigung durch den Glauben war also damals eine vergessene Lehre, eine Lehre, die in Erstaunen setzte, als sie wieder gepredigt wurde. Eine in der protestantischen Kirche vergessene Lehre war jenes Lehrstück, von dem einst Luther in den Schmalkaldischen Artikeln gesagt hatte: „Von diesem Artikel kann man nichts weichen noch nachgeben, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will."

Eine vergessene Lehre ist sie in dieser Zeit nicht; sie ist wieder auf den Plan gekommen, Tausende von Herzen hat sie wieder eingenommen, sie hat wieder ihre Märtyrer gehabt. Aber eine unzugängliche Lehre ist sie für viele auch noch dieser Zeit, und in der Tat, der tiefste Ernst des religiösen Lebens ist zu ihrem Verständnis erforderlich. Es werden solche hier sein, die sie verstehen, die mit gewissem Geiste dem Apostel nachsprechen können: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott"; mögt ihr am heutigen Tage euch zu neuem Danke für diese alte Wahrheit vor Gott vereinigen. Ihr anderen aber, für deren Herz das Wort des Apostels noch ein verschlossenes Geheimnis sein sollte,

haltet nur das fest: Es ist ein Geheimnis, und zwar ein Geheimnis Gottes, das auch für euch noch seine Türen auftun kann — harret in Ehrfurcht und in Hoffnung! Es ist ganz wahr, daß von diesem Thema, wie fast von allen christlichen Hauptlehren gilt: Von vornherein erscheint es durchaus nur wie eine Torheit — durch Glauben soll man gerecht werden und nicht durch Taten, nicht durch gerechte Werke: Wo wäre je sonst auf dem ganzen Erdboden eine solche Predigt vernommen worden? Aber daß die meisten christlichen Grundlehren von vornherein wie eine Torheit aussehen, sollte dies gegen sie einnehmen und nicht vielmehr für sie? Ich bitte euch, was drückt einer Lehre mehr den Stempel der Göttlichkeit und der Tiefe auf, wenn sie gleich beim ersten Augenblick dem ersten besten, der von der Straße kommt, verständlich ist, oder wenn sie anfangs noch ungeweihte Herzen eine Torheit dünkt, aber mit jedem Jahre erneuten Nachdenkens und erneuter Erfahrung immer neue Tiefe der Weisheit enthüllt? Hat nicht auch die Natur ihre süßesten Kerne in die härtesten Schalen verhüllt und gerade ihre edelsten Schätze in die tiefsten Gründe der Erde verborgen? Wenn nun für diese Wahrheit, die dem ungeweihten Auge und Herzen bare Torheit dünkt, mit jedem neuen Jahrhundert neue Zeugen auftreten — nach Zeiten, wo sie völlig abgetan schien, wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, immer wieder Zeiten kommen, wo sie sich mit neuer Kraft erhebt, und wo ein neues Zeugengeschlecht mit vollster Wahrhaftigkeit und Innigkeit bezeugt, daß diese anscheinende Torheit doch eine Weisheit ist, und daß in dem anscheinend dürren Holze doch eine Lebenskraft liegt: Wer sollte nicht, solange er noch nicht verstanden hat, mit schüchterner Ehrerbietung vor der Tür des Geheimnisses stehen bleiben und daran anklopfen, bis daß es ihm sich auftue?

Das Wort der Schrift für unsere Predigt soll der Ausspruch des Apostels sein Röm. 5, 1: „Nun wir denn

sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christ."

Es handelt sich also um die Frage, wie ein Mensch vor Gott gerecht werden kann. Es ist dies eigentlich das vornehmste Gut, was man in der Religion und durch die Religion sucht. Solange Religion in der Welt ist, werden Menschen suchen, gerecht zu werden vor Gott, und wenn die Menschen jemals aufhören sollten, dies zu suchen, wird die Religion selbst aufhören. Religion nämlich ist doch das von dem Menschen gefühlte Band, das ihn mit Gott zusammenschließt. Wir sind an ihn als an unseren Ursprung und Gesetzgeber gebunden, daher muß unser Wille sich nach dem seinen richten, unverwandt, wie die Magnetnadel sich gen Norden richtet, wie die Erde der Bahn der Sonne folgen muß. Wo dies geschieht, ist ein Mensch gerecht vor Gott; solange sich daher Menschen an Gott gebunden fühlen, solange werden sie auch verlangen, vor Gott gerecht zu werden. Wie kann man vor Gott gerecht werden? Das ist nun des Apostels Thema. Er antwortet uns: 1. nicht durch die Werke an sich, sondern durch die Gesinnung; 2. nicht durch sittliche Gesinnung allein, sondern durch fromme Gesinnung; 3. nicht durch fromme Gesinnung überhaupt, sondern durch gläubige Gesinnung; 4. nicht durch gläubige Gesinnung überhaupt, sondern durch den Glauben an Jesum Christum. Manche von euch werden vielleicht nur auf den erstgenannten Stufen der Einsicht in diese Wahrheit stehen bleiben; daß man nur durch den Glauben an Christum gerecht werde, werden sie nicht verstehen; aber sie werden einsehen, daß man nicht durch Werke, sondern durch die Gesinnung, nicht durch die sittliche Gesinnung, sondern durch eine fromme, durch eine gläubige Gesinnung gerecht werden könne; — nun, die Schrift bietet Milch für den Schwachen dar und feste Speise für den Starken. Es ist



doch immer schon ein göttliches Licht, wenn auch nicht das volle; es ist doch immer schon eine Gabe Gottes, wenn auch nicht die volle.

Nicht durch Werke an sich, sondern durch die Gesinnung. „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben“, spricht er; er verweist mit diesem Nun auf den Gegensatz einer Zeit, wo die Menschen nicht durch die Gesinnung, sondern durch die Werke gerecht werden wollten, und zwar sind dies entweder speziell religiöse Werke gewesen, als da sind Opfer, Gebete, Waschungen, oder sittliche Werke, „du sollst nicht ehebrechen“, „nicht falsch Zeugnis ablegen“. Die einen wie die anderen waren im Gesetz geboten, und der Apostel lehrt, daß „durch des Gesetzes Werke kein Fleisch vor Gott gerecht werden mag“. Seit nunmehr fast zweitausend Jahren erschallt das Wort des Apostels in der christlichen Welt, aber auch nach dieser Predigt des Apostels wissen Tausende von Christen keinen anderen Weg zum Gerechtwerden als die Werke. In der katholischen Kirche und vor etwa 150 (200) Jahren auch unter uns, da wollten sie gerecht werden durch speziell religiöse Werke, durch Mönchskutten, Ablaßbriefe, Rosenkränze, durch Kirchengehen, Messehören, Abendmahl und Beichte. Da kam die Zeit der Aufklärung und führte die Leute aus den zuweilen dunklen, aber ehrwürdigen und schattigen Hainen der Religion auf die breiten, sonnigen Landstraßen der Sittlichkeit. Die Prediger predigten so lange, daß es auf das Kirchengehen nicht ankomme, bis die Kirchen leer waren, — daß es auf das zum Abendmahlgehen nicht ankomme, bis die Beichtstühle leer waren. Durch sittliche Werke, durch gute Handlungen sollte man gerecht werden vor Gott. Wenn jener Gerichtsbote in der Todeslivree sich einstellte, der vor Gottes Schranken ladet, da zogen sie selbstzufrieden vor den Richterstuhl Gottes mit der Liste von den gespendeten Almosen, von ausgeteilten Krankensuppen, von arbeitsam und nützlich verwendeten Lebens-

stunden — und die göttliche Weisheit wurde nur gerechtfertigt von ihren wenigen und schüchternen Kindern. Für solche große Tugendhelden, in deren Meinung der liebe Gott selbst zu gar keinem erhabeneren Geschäfte existierte, als um ihre Vortrefflichkeiten zu belohnen, konnte es damals und kann es bis zu dieser Stunde gar keine unwillkommenere Predigt geben, als wenn ein Paulus schreibt: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Dies aber ist doch vor aller Augen offenbar, daß der Gott, der ein Geist ist, nicht damit allein zufrieden sein kann, daß Hände und Mund des Menschen in seinem Dienste stehen; das ist klar, daß er vor allem anderen den Geist des Menschen in seinem Dienste haben will, das ist die Gesinnung. „Mein Sohn, gib mir dein Herz!" spricht Gott der Herr, weil er gewiß ist, daß, wenn er erst eines Menschen Herz hat, er sicherlich auch seine Hände, seine Füße und alle seine Glieder in seinen Dienst bekommt. „Wie einem ist zu Sinnen," sagt das Sprichwort, „so ist auch sein Beginnen." Was hilft alles Stellen am Zeiger der Uhr, so doch das Uhrwerk nicht gesund ist! Das Uhrwerk aber ist die Gesinnung.

Nun erklärt der Apostel zweitens, daß auch nicht die sittliche Gesinnung gerecht macht, sondern die fromme Gesinnung. Denn wenn ihr den Glauben allgemein betrachtet, ist das offenbar, daß er zuerst sei eine Beziehung des Menschen auf Gott, also eine fromme Gesinnung. Die Predigt, daß die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, aus dem Glauben kommt, ist also zunächst die Predigt, daß es vor Gott nicht sowohl auf die Werke ankommt, ob ihrer viel oder wenig, sondern auf die fromme Gesinnung, in der sie getan sind. Vor den Toren der christlichen Kirche wird freilich auch eine Sittlichkeit gelehrt ohne Glauben und Liebe Gottes. Da heißen schon solche Menschen edel und groß, die statt der Stimme der Leidenschaft die Stimme der Vernunft walten lassen; da

soll man die Tugend lieben bloß um der Tugend willen und das Gute tun, bloß weil es gut ist. Nun, die das können, wir wollen sie ja gewiß auch für edle und große Menschen halten, ja, wir wollen noch mehr — wenn sie es auch selbst nicht Wort haben wollten, wollen wir sie doch für heimliche Freunde und Liebhaber Gottes halten. Wir wollen es ihnen zugute halten, wenn sie so kurzsichtig sind, die Strahlen zu lieben, aber nicht die Sonne, von der die Strahlen ausgehen; wenn sie so kurzsichtig sind, nicht zu erkennen, was Luther sagt, daß Gott in unserer edlen deutschen Sprache nur darum Gott geheißen sei, weil er der Born sei, daraus eitel Gutes fleußt. Das aber ist gewiß, daß die Bibel von keiner anderen Gerechtigkeit und Sittlichkeit weiß, als die aus der Frömmigkeit kommt. Unsere Zeit hat das edle Wort „Sittlichkeit" viel zu sehr unter seinem Gehalte gewertet. Wieviel gehört denn jetzt dazu, um im Munde des großen Haufens sich das Zeugnis eines sittlichen Menschen zu erwerben? O, sehr wenig — nicht einmal die zehn Gebote. Nur mit dem fünften, sechsten und siebenten braucht einer allenfalls sich gut zu stehen, und dazu noch des Trunkes sich zu enthalten, heißt's da nicht schon „übrigens ein ganz sittlicher Mensch"? Schon ein Schriftsteller aus dem Altertum hat gesagt, daß es Zeichen eines traurigen Verfalls der Zeiten sei, wenn die Münzen edler hoher Worte und Begriffe so entwertet werden. So klein macht die fleischliche Trägheit die Forderungen Gottes, damit der fleischliche Hochmut dann seine Ansprüche desto höher steigern könne! Und doch hat unser Gesetzgeber ein Gebot genannt, an dem, wie er sagt, alle anderen hangen, und das heißt: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt". Die ihr im Bewußtsein eurer Sittlichkeit euch groß dünket, wie wollt ihr vor Christi Gericht bestehen, wenn das Gebot euch nicht heilig ist, an dem nach Christi Wort das Gesetz und die Propheten hangen?

Nach dem Worte des Apostels ist indes auch nicht einmal die fromme Gesinnung im allgemeinen imstande, gerecht zu machen, er verlangt eine gläubige Gesinnung. Er hat den Glauben, der vor Gott gerecht macht, mit dem Glauben Abrahams verglichen. Möchte nun einer fragen: aber eine fromme Gesinnung, ist diese nicht allemal eine gläubige Gesinnung gegen Gott? Allerdings, „fromm sein", das heißt das Band fühlen, das den Menschen mit Gott verbindet; und wie kann man das fühlen, ohne daß man, wie die Schrift sagt, glaubt, daß ein Gott sei, und daß er ein Vergelter sei denen, die ihn suchen? Allein, was der Apostel an einem Abraham rühmt, das ist auch nicht bloß, daß er an einen Gott geglaubt, was wir anderen auch tun, sondern daß er auch dem Worte dieses Gottes allerwege geglaubt hat, was wir anderen nicht tun; — daß er dem Worte seines Gottes vertraut hat, auch wenn es hoch über seine Begriffe ging; und daß er auf das Wort dieses Gottes seine Hoffnung gebaut in der unsichtbaren Welt, wo in der sichtbaren Welt jede Stütze seiner Hoffnung zugrunde ging. Von dem Glauben denkt er so groß, daß er spricht: Abraham habe durch seinen Glauben Gott die Ehre gegeben; denn unserem Gott vertrauen, das heißt in der Tat, ihm eine Ehre antun. So ist denn Unterordnung unter Gottes Wort ein wesentliches Stück der Frömmigkeit, Unterordnung und Gehorsam, wie ein Abraham ihn gehabt hat, daß man Gottes Wort recht gibt gegen sich selbst und gegen alle Welt, mag auch darüber fallen, was fallen will; daß, wo Gottes Wort spricht, man mit Abraham auch von Vater und Mutter Abschied nimmt und hinzieht in ein unbekanntes Land; daß man, wo Gottes Wort spricht, mit Abraham auch sein liebstes Schoßkind in den Tod gibt und doch daran festhält, daß Gott auch die Toten auferwecken kann. Da meinen sie heutzutage, an Gott zu glauben sei eine so kinderleichte Sache — wer glaubt denn nicht an ihn? heißt es. Aber wenn ihr an

ihn glaubet, wie Abraham an ihn geglaubet hat, warum zaudert ihr denn so, wo ihr eure Schoßkinder ihm zum Opfer bringen sollt, wo ihr in seinem Namen Vater und Mutter den Abschied geben sollt? Warum ist ein Strohhalm in der sichtbaren Welt, an den ihr euch anklammern könnt, und das Wort eines irdischen Monarchen euch zehnmal lieber, als die festeste Verheißung Gottes in der unsichtbaren Welt? Versteht ihr es denn nicht, wenn Melanchthon einmal über das andere diesen steten Zweifel des Menschenherzens an Gottes Verheißung, dieses ungläubige Schwanken zwischen Ja und Nein, die schwerste Anklage nennt, welche wider uns Zeugnis ablegt?

O, es sollte uns nicht so befremden, wenn nach dem Worte des Apostels auch nicht einmal die fromme gläubige Gesinnung vor Gott rechtfertigen kann. Sind wir allesamt solche Menschen, die nur mit halbem Herzen ihm glauben, vertrauen und gehorchen, wie könnten wir jemals durch unsere gläubige fromme Gesinnung allein gerechtfertigt werden? Können wir's nicht leugnen, daß auch in unseren besten Handlungen, in unseren schönsten Gefühlen, ja selbst in den Stunden unserer Andachten und Gottesdienste immer noch etwas zurückbleibt, das uns vor Gott anklagt, wie könnten wir überhaupt durch irgend etwas, das wir aus uns selbst ihm darbrächten, gerechtfertigt werden? O, Gott sei Dank, daß ein anderer Weg der Rechtfertigung vor Gott besteht! — daß keine Taten unserer Freiheit, sondern nur ein Geschenk des göttlichen Erbarmens uns rechtfertigt; daß keine Gaben, die wir Gott darzubringen hätten, sondern nur die Gaben, die er uns aus Gnade schenkt, der Grund unserer Rechtfertigung sind! Es ist das göttliche Erbarmen, das alles Denken übersteigt, welches den Menschen ohne Fehl und Flecken vor uns hinstellt und gesagt hat: Wollt ihr nun Reben werden an diesem Weinstock durch den Glauben, so will ich danach nicht mehr fragen, was ihr von Natur seid, will euch nur ansehen eben als die Reben des edlen

Weinstocks, und alle seine Säfte und Kräfte sollen euer sein. Wohl mir, daß ich einen solchen Anwalt habe, der mich vor Gott vertritt, — in mir selbst finde ich diesen Anwalt ja nicht!

Allein zu dir, Herr Jesu Christ,
Meine Hoffnung steht auf Erden;
Kein Retter sonst zu finden ist,
Durch den mir Trost kann werden.
Mein Tugend und Gerechtigkeit,
Mein Glauben und mein Beten,
Es ist wie ein beflecktes Kleid
Und kann mich nicht vertreten!

(Aus der fünften der Predigten über „Das Augsburgische Glaubensbekenntnis". Gotha, Fr. A. Perthes, 1863, Seite 39—45.)

2. Wie die Rechtfertigung des Glaubens uns zuteil wird.

„Er hat uns geschenket alle Sünde und ausgetilgt die Handschrift, die wider uns war, welche durch des Gesetzes Satzungen entstand und uns entgegen war, und hat sie aus dem Mittel getan und ans Kreuz geheftet." So steht es geschrieben in der Urkunde des Wortes Gottes (Kol. 2, 13, 14), welche die Kirche besitzt, und um diese Urkunde her sehet ihr geängstete Herzen und geschlagene Gewissen ohne Zahl! Warum? Weil hier ein „Born geöffnet ist wider alle Sünde", der heißt Vergebung, Vergebung in dem Sohne der Liebe!

So stehet geschrieben. Aber wie kommt nun diese Schrift in ein geängstetes Menschenherz hinein? Wie, wenn die abgehärmte Seele vor das aufgeschlagene Wort Gottes hintritt und das Wort Gottes wohl Vergebung spricht, im Herzen aber stehet Verdammnis; wenn das Wort Gottes wohl Ja sagt, im Herzen aber lauter Nein tönt, das Wort Gottes wohl Leben verkündet, im Herzen aber der Tod steht? Habt auch ihr ihn schon manchmal erfahren, den zerreißenden

Zustand, wo hungrig die Seele hinzutritt zum Gotteswort, dort Weide und Brot des Lebens in Fülle ist, hier lauter Hunger, dazwischen aber eine unabsehliche Kluft sich auftut, und man kann nicht hinzu zum Worte der Schrift, es ist ein toter Buchstabe?

O, es muß eine Macht geben, die ein Band schließt zwischen dem Schriftwort und dem Menschenherzen, eine Macht, die dasselbige in unserem Herzen predigt, was dort im Gottesworte geschrieben steht, und diese Macht ist die Macht des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist der Geist, aus dem die Schrift hervorgegangen: Wie kann ein Mensch, was dieser Geist in der Schrift bezeugt, verstehen, wie kann er es glauben, wie kann es Ja und Amen in seinem Herzen sein, wenn nicht dieser Geist auch in die Herzen der Menschen ausgegossen wird? Er wird aber in die bußfertigen Herzen ausgegossen, und dieser Heilige Geist ist es nun auch, der, wie es die Schrift nennt, uns „unsere Erlösung versiegelt"; der Heilige Geist ist es, der „unserm Geiste Zeugnis gibt, daß wir Gottes Kinder sind".

Und welcher Art ist dieses Siegel, dieses Zeugnis, durch welches der Geist Gottes uns innerlich gewiß macht, daß das Wort von der Versöhnung auch uns für uns gilt? Dieses Zeugnis ist kein anderes als jener überschwengliche Friede, von dem Christus sagt, daß „die Welt ihn nicht geben kann". Es ist, was ihr hieraus sehet, dieser Friede von einer ganz eigentümlichen Art; ihr könnt ihn nicht vergleichen mit irgend einem Friedensgefühl, wie ihr es sonst wohl kennt, im Schoße der Natur oder eines lieben Freundeskreises. Dieser Friede ist so überschwenglich, daß Paulus von ihm sagt, er sei „über alle Vernunft". Den kennt also niemand, als wer ihn hat; und wo der Friede in ein Herz eingezogen ist, da nennt das die Heilige Schrift die Versiegelung der Gläubigen, dieweil ihnen ihr Heil dadurch wie mit einem göttlichen Siegel gewiß gemacht wird. Die Zuversicht, welche mit

diesem Frieden in das geängstigte Herz eingeht, ist so außerordentlich, daß es einem Menschen, der das nicht erfahren hat, ganz wie Schwärmerei vorkommen kann. Habt ihr jemals in dieser Beziehung die Herausforderung erwogen, mit welcher der Apostel Paulus im achten Kapitel seines Briefes an die Römer alle Gewalten, die im Himmel und auf Erden sind, zum Streit herausfordert, ob sie seine Gotteskindschaft ihm rauben können? Und wer war dieser Paulus! Es war der Saulus, der „Wohlgefallen daran hatte" als der erste Glaubenszeuge Stephanus unter den Steinen seiner Verfolger starb; es war der Saulus, der „mit Drohen und Morden schnaubte wider die Jünger des Herrn"; es war der Saulus, der „die Jünger des Gesalbten durch alle Schulen peinigte und sie zwang, ihren Heiland zu lästern" (Apg. 26, 11); es war der Paulus, der sich den „geringsten aller Apostel" nennt, weil er die Gemeinde des Herrn verfolgt hatte. Der Mann ist es, der sich hinstellt und alle Gewalten im Himmel und auf Erden herausfordert, ihm seinen Gottesfrieden zu rauben! — „Wer will", so ruft er, „die Auserwählten Gottes beschuldigen, wer will verdammen, wer will scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu?" Und da zählt er sie auf die Mächte und die Gewalten. „Aber", so spricht er, „in dem allen überwinden wir weit" — er fühlt selbst noch mehr Kraft in sich, als zum Überwinden nötig ist, — „um des willen, der uns geliebet hat; denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn." Solche Zuversicht kommt nicht aus demselben Herzen, das der Ankläger ist, sie kommt aus dem Heiligen Geist.

(Aus Nr. 17 der „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens". Gotha, Fr. A. Perthes, 1863. Band II, S. 142, 143.)

VIII. Vom Gebet.

1. Seine Unentbehrlichkeit.

Nahet euch zu Gott, wenn er zu euch kommt im Geiste, der in euren Herzen wirkt. O, daß ich mit göttlicher Kraft es in euer aller Herzen hineinrufen könnte: wenn ihr den Zug und die Stimme des Vaters in euren Herzen fühlt, widerstehet nicht, es ist Gottes Stimme, es ist Gottes Werk; überhört sie nicht, denn gerade hier ist es, wo die Gerechtigkeit Gottes auf das furchtbarste sich zeigt. „Es wohnt", so sagt ein heidnischer Schriftsteller, „ein heiliger Geist im Menschen, welcher, wie er von uns behandelt wird, so uns wieder behandelt." Einmal zurückgewiesen, und er kommt seltener wieder und spricht immer leiser. Doch wie nun, fragst du, wenn die Stimme in mir nur leise ruft oder wenn ich sie verschmäht habe und sie nur noch selten laut wird? — Bruder! Es stehet geschrieben: „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan!" Du sagst, ich habe ein kaltes Herz, ich kann nicht beten, und ich frage dich: Ist ein warmes Herz nicht eine gute Gabe? Ist es eine, nun so stehet geschrieben: „So ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten!" Es ist ein Wahn, ein gefährlicher Irrtum, daß man nur beten solle, wenn das Herz treibt; denn wie nun, wenn es abstirbt, wenn es gar nicht mehr treibt? Weißt du nicht, daß das Herz selbst getrieben wird durchs Gebet zum Leben? Hast du noch nie aus Erfahrung den seligen Zustand kennen lernen, wo die Seele, wehmütig über die Dürre und Kälte in ihrem Inneren, sich niederwirft und

anfängt mit kaltem Herzen zu beten, und das Gebet selber das steinerne Herz in ein fleischernes verwandelt, und daß es anfängt, immer mehr in dir zu wallen und zu quellen, und die Worte immer reicher fließen und du ihrer kein Ende finden kannst und du überwältigt ausrufst: „Ja, du bist wahrhaftig ein Gott, der überschwenglich tun kann über alles, das wir bitten und verstehen"? — Du sprichst: „Aber ach! mein Gebet fällt so kalt und ohnmächtig wieder auf mich zurück. Ist mir's doch, als ob ich Gottes spottete mit meinem Gebet, voll Worte, aber ohne Seele!" Bruder, ich frage dich nur eines: Hungerst du nach dem Lebensbrote? O, wenn du danach hungerst, so spottest du ja wahrlich deines Gottes nicht mit deinen Gebeten. Solltest du hungernd ihn um Brot flehen und er es dir verweigern? — Nein, nein, der, in dessen Antlitz wir den Vater schauen, hat gesagt: „Welcher ist unter euch Menschen, der, so ihn sein Sohn bittet um Brot, ihm einen Stein gäbe?" Rufe nur getrost: „Brot, Vater, will ich! Der du den jungen Raben leibliches Brot gibst — Seelenbrot verlangt dein Kind!" Und meinst du etwa, daß dir allein es so ergangen wäre unter allen Sterblichen? Wisse, daß die Heiligen Gottes, wisse, daß ein August Hermann Francke auf den Knien gelegen und gebetet hat: „Gott, wenn du bist, so offenbare dich mir!" Siehe, so hat er anfangen müssen, beten zu lernen, und wie er geendet hat in dieser Schule, ihr wißt es — siehe, der Bau seines Glaubens, seiner Gebete, steht unter euch aufgerichtet — ein unvergängliches Denkmal! Und du willst noch zweifeln, daß du mit dem kalten Herzen, daß du einmal wirst warm, glühend beten lernen — wenn du nur anfängst im Glauben? — O, liebe Christen, nahet euch Gottes heiligem Geiste im Gebet!

Wohlan denn, ihr alle, die ihr nicht tot seid, aber doch auch nicht lebet, welche die Erde nicht lassen will und der Himmel nicht aufnehmen, die ihr zweien Herren dient; wie lange wollt ihr schwanken? — Haltet in eurer Seele

nur das eine fest: Was von Gottes Seite geschehen kann, ist geschehen — die Hochzeit ist bereitet, ihr seid auch dazu eingeladen, es steht nur bei euch zu kommen; das Meer der Liebe umwallt euch, es steht nur bei euch, davon zu trinken. Soll es am letzten Tage, wenn du in Verzweiflung die Hände ringen wirst, heißen: Ich habe ja gewollt, aber ihr habt nicht gewollt? Wie ihr ihm nahen sollt, der so gnädig zu euch nahet, ihr wißt es. Israel, warum willst du sterben? Siehe, nun weißt du, was zu deinem Frieden dient; wer da ausgeschlossen bleibt vom Werke der Gnade, der — hat sich selbst ausgeschlossen!

(Aus der 6. der „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens". Gotha, Fr. A. Perthes, 1863. Band I, S. 55—57 [gehalten 1834].)

Ich hab' nicht Zeit!
Es wartet Gott in mir
Und zeucht mich in die stille Ewig-
Ich hab' nicht Zeit! [keit.
(„Stunden christlicher Andacht." S. 184.)

Ich wählte vormals Ort und Zeit
Zum Beten und zur Einsamkeit;
Nun bet' ich stets im stillen Sinn,
Nun bin ich einsam, wo ich bin!
(Ebenda. S. 189.)

2. Gebetserhörung.

Solange es Menschen auf Erden gibt, gibt es Religion, und solange es Religion gibt, gibt es Gebet und Opfer auf Erden. Daß Menschen beten, daß sie erhörlich zu beten überzeugt sind, ist allerdings eine wunderbare Erscheinung. Da saß der kleine Mensch unter dem weiten Himmel mit seinen kleinen Sorgen und Schmerzen und hat den Mut, sie hineinzurufen in das Ohr, wo sie mit den Stimmen hilfsbedürftiger Wesen von Millionen Milchstraßen und Fixsternen zusammentreffen, in das Ohr, welches hört ohne Schall und Stimme, und doch glaubt daran jedes fromme Herz, und in heiligem Humor spricht der Wandsbecker: „Ob der Mensch beten dürfe — eine Frage wie die, ob er eine Nase haben darf." Aber wie laut und unwiderleglich auch solche angeborene Stimme aus dem Tiefsten der Brust heraustöne, für uns, die

wir Untertanen dessen sind, der dazu geboren und in die Welt gekommen ist, um der Wahrheit ein Zeugnis abzulegen, für uns gilt keine Stimme der Natur, solange der König der Wahrheit ihr nicht das Siegel aufgedrückt hat. Und so wenden wir uns an sein Wort und fragen nach unserem Rechte, erhörlich zu beten.

Nicht das ist unsere Absicht, in den Teil der Frage einzudringen, auf welchen bei Menschen die Wißbegierde sich allein richtet, wie mit der Notwendigkeit einer von Gott beschlossenen Weltordnung die Einwirkungen menschlicher Gebete zu vereinigen seien. Der Mensch, der an seine Selbstverantwortlichkeit glaubt, glaubt, mit wieviel Schranken sie auch umgeben sei, an menschliche Freiheit; und wenn es überhaupt freie Handlungen gibt, durch welche der göttliche Wille sich bestimmen läßt, wie sollten nicht auch menschliche Gebete, diese edelsten Blüten des in Gott freien Menschengeistes, dieses vermögen? Nur der Widerspruch der tausend und abertausend unerhörten Gebete mit den Verheißungen des Königs der Wahrheit ist unsere Frage; nur das ist unsere Frage, ob der Mund der Wahrheit geirrt hat, als er den Gebeten seiner Gläubigen die Erhörung zusicherte. Aber wie? Wo hätte er solche bedingungslose und unbeschränkte Erhörung aller ihrer Gebete ihnen zugesagt? Es ist wahr, etliche so allgemeine bedingungslose Verheißungen finden wir, wie die: „Bittet, so wird euch gegeben", obwohl auch hier die Bedingung nicht verborgen bleibt: Wo das Bitten noch nicht ausgereicht hat, zum Suchen nicht müde zu werden, und wo das Suchen noch nicht zum Ziele geführt, auch vor der verschlossenen Türe stehen zu bleiben und anzuklopfen. Aber ist nicht wenigstens eine Bedingung, die fast ohne Ausnahme mit jeder der Verheißungen der Erhörung verbunden ist, der Glaube? „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen." „Darum sage ich euch, alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden." Und nichts

anderes ist es, nur noch in verstärkter Weise, was die Bedingung bei Johannes hinzufügt, daß, was sie in seinem Namen bitten werden, er ihnen geben wird. In seinem Namen beten, das heißt ja nur: mit Berufung auf ihn, in gläubigem Hinblick auf die Beziehung, in die sie als seine Erlösten zu ihm getreten sind und den Zugang zum Vater erhalten haben. Und das, was Gebete erhörlich macht, das ist im wesentlichsten Grunde auch nichts anderes als der Glaube, der Glaube von der untersten Stufe desselben, wo er nur noch ein schüchternes Vertrauen, bis hinauf zur wundertätigen Gotteskraft. Glaube ist die Grundlage des Gebets . . .

Mit dem schüchternen Vertrauen auf Erhörung fängt nur das Gebet bei dem Anfänger im Glauben an, und ich sage, es steigert sich zur wundertätigen Gotteskraft. Als eine besondere Stufe der Gnadengaben, als fides miraculosa, haben unsere Alten diesen wundertätigen Glauben vor der gewöhnlichen Glaubens- und Gebetsstufe unterschieden. Und so auch der Apostel; wo er die Gnadengaben aufzählt, welche der Geist in der Gemeinde austeilt, da nennt er auch die Heilkraft durch Gebet, d. i. den christlichen Unternehmungsgeist. Solche außerordentliche Unternehmungen, solche Heilungen durchs Gebet, das sind die bedingungslosen Gebete der Gläubigen. Noch bis auf unsere Tage ist dieser Gebetsgeist der Heilkraft und dieser Unternehmungsgeist nicht von der Gemeinde gewichen. Es beruht auf einer Divination dessen, was Gott durch sein menschliches Werkzeug tun will; und diese innere Weissagung gibt die Zuversicht auch zum Wunder...

Offenbart sich uns von dieser Seite die Höhe und Weite, zu welcher bei einem Gläubigen die Erhörungsgewißheit sich steigern kann, so sehen wir aber auch, daß sie auf der anderen Seite in sich selbst ihre Schranken hat. Selbst wo die Glaubenskraft der Gebete sich bis zur Wunderkraft steigert, bewirkt sie noch nicht die Zuversicht, alles zu tun, was ihr beliebt, darum, weil ihr nicht

alles beliebt, was sie möchte, sondern nur, was sie will, wie selbst die göttliche Allmacht nichts anderes kann, als was ihrem heiligen Wesen gemäß ist. Denn Paulus, welcher ruft: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht", bleibt zwei Jahre in Ketten in Rom, ohne selbst seine Ketten abzuschütteln, und er, der die giftige Natter auf Malta unversehrt von sich schleudert, spricht in den Briefen an die Korinther und Galater von seinen schweren Krankheiten. Von seinem Pfahl im Fleisch berichtet er uns, wie er dreimal den Herrn um Befreiung gebeten und doch nur zur Antwort erhalten: Laß dir an meiner Gnade genügen. Selbst bei wundertätigen Aposteln hat es also nicht erhörte Gebete gegeben, weil sie vom Herrn selbst nicht die Weissagung der Erhörung ihrer speziellen Gebete erhalten; und wieviel weniger darf der Christenglaube, auch wo er das kindlichste Vertrauen ist, für alle und jede Bitte die Erhörung erwarten, nicht, weil er sie nicht erbitten könnte, sondern weil er sie nicht erbitten wollen. Ein Ziel ist uns Christen doch über alle vorgeschrieben, dem alle anderen untergeordnet sind: Trachtet am ersten nach der Gerechtigkeit! Die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, das Wohlgefallen Gottes soll das höchste Ziel, wie unseres Begehrens und Trachtens überhaupt, so auch des Begehrens und Trachtens in unseren Gebeten sein. So müssen denn auch in allen unseren Gebeten auch solche sein, die über alle anderen gehn, die, wo es auf unser wahres Glück ankommt, wir haben können oder nicht, mit anderen Worten: die nur zufällige sind; so muß es notwendige Güter geben, um die wir vor allem bitten müssen. Und ist es nicht also doch richtig, daß wir bedingungslos um keine anderen bitten dürfen, als um die der himmlischen Gerechtigkeit, die ewigen Güter? Sage ich nun hiermit, wie es manche sagen, daß wir um zeitliche Güter überhaupt nicht bitten sollen? Nein, wie könnte ich dieses, wenn der Heiland spricht, daß nicht einmal wir irdischen Väter unsern Kindern

das nährende Brot abschlagen, um das sie bitten, und wenn der Herr selbst in das kurze Vaterunser die Bitte um das tägliche Brot aufgenommen hat. Aber das sage ich, daß, weil wir so kurzsichtige Wesen sind, wir um diese alle nicht bedingungslos beten sollen, sondern nur, insofern sie für uns Mittel werden für die notwendigen und ewigen Güter.

Wird's nicht also auch Fälle geben, wo gerade das Abschlagen des himmlischen Vaters ein Erhören ist, wo das, was dein geistlicher Mensch wahrhaft begehrt, dir nur so gegeben werden kann, indem dir abgeschlagen wird, was dein kurzsichtiges Menschenauge als das Mittel zu deinem ewigen Ziele begehrt hat? O seliges Abschlagen, das in Wahrheit nur ein Erhören ist! Ja, und gerade hinter den verschlossenen Türen, an denen wir am längsten anklopfen müssen und wo wir scheinbar dennoch abgewiesen werden, liegen dort nicht für uns die köstlichsten der Güter? Noch steht mir unvergeßlich in der Erinnerung das Krankenbett einer Dulderin in England, die zwanzig Jahre gelähmt auf ihrem Schmerzenslager gelegen und von der ich auf die Frage, wie es ihr in diesem zwanzigjährigen Kampf ergangen, die Antwort erhielt: „Die ersten Jahre leider mit Murren über die abgeschlagenen Gebete, dann mit Resignation, jetzt aber Gott sei Dank! mit freudiger Ergebung." Und der Friede Gottes, der auf dem Dulderantlitz im Friedensauge leuchtete, war des ein Zeugnis. Wenn nun das der Lohn eines zwanzigjährigen abgeschlagenen Gebetes, heißt das dann nicht doch: mehr gewonnen als verloren? Wie eine Monika davon die Erfahrung gemacht, als ihr Sohn Augustin nach der versuchungsvollen Weltstadt Rom zu reisen im Begriff stand und ihre Gebete darauf gingen, ihn davor zu bewahren; und als er dennoch nach Italien geht und dort seine Bekehrung findet und das Wort ausruft: „Da schlugst du vom Himmel herabblickend der Mutter ab, was sie einmal gebeten, um ihr zu geben, was sie immer gebeten."

Und ist dem nun so, ist nicht das eine wie das andere beim Gläubigen wahr, daß alles, was vom rechten Glauben gebetet wird, erhört wird und daß nichts anderes erhört wird, als was nach Gottes Willen gebeten ist, wie Johannes mit glaubensfreudigem Herzen spricht: „Das ist die Freudigkeit, die wir haben, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns." Daran höret er uns, weil wir in der Freudigkeit, die wir zu ihm haben, auch nichts anderes bitten können, als nach seinem Willen. Das ist das Geheimnis jenes verborgenen Lebens in Christo, von dem der Dichter singt:

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten,
Möcht' ich so still und froh
Seine Strahlen fassen,
Ihn nur wirken lassen!

Das ist der Höhepunkt des christlichen Gebetslebens, und wenige sind, die zu ihm gelangen. Wie viele aber, die von keinen anderen Gebeten wissen wollen als von solchen, von denen wir getrieben werden, während doch zur Gebetskunst gehört, erst durch die Gebete, die wir selbst treiben, zu den Gebeten uns zu erheben, von denen wir durch den Geist getrieben werden! Solange wir keine warmen Gebete darbieten können: sollen wir nicht wenigstens wahre Gebete beten, nicht wenigstens die wahren Bedürfnisse unseres Herzens nach warmen Gebeten vor ihm aussprechen, nicht auch das kalte Weihrauchkorn auf seinen Altar legen und ihn anflehen, daß er es entzünde? Auf dem Wege geht der Weg zum Heiligtum des Gebets und zu erhörlichen Gebeten!

(Aus Tholucks letzter Veröffentlichung: „Die Gebetserhörung", Vortrag in dem Saale des Kultusministeriums am Dienstag nach Exaudi 1871 gehalten. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1872.)

———✱———

IX. Von der Bibel.

1. Wie sie zu lesen ist.

Der Bau ist groß und hehr, die schwachen Kindesaugen,
Die wollen gar nicht recht, ihn zu umspannen, taugen. —
Nun wohl, laß Kindesglaub' ihn ahnend jetzt umfassen,
Bis er, so wie er ist, sich auch wird sehen lassen.

Ich achte es als ein Zeichen, daß einer in der Kunst des Gebets schon fast ein Meister geworden sei, wofern er dahingekommen, das Vaterunser vor allen anderen Gebeten gern zu beten, und inne worden ist, daß kaum ein anderes Gebet gedacht werden kann, darin ein Christenherz so vollkommen alles, was es dem ewigen Gotte vorzutragen hat, einzuschließen vermag.

Was nun von diesem Stücklein des Wortes Gottes gilt, das gilt wahrlich auch von dem ganzen Worte Gottes, daß nämlich ein Christenmensch schon reich begnadigt worden, sobald er dahingekommen ist, an den Büchern der Heiligen Schrift sich besser zu erbauen als an aller anderen Schrift. Wie gewaltig in dem Buche der Heilige Geist regieren muß, erkennt man schon daraus, daß es vor vielen anderen Büchern menschlich so gar geringe und, wie die Geschichte lehrt, auch ganz zufällig also, wie wir es vor uns haben, zusammengesetzt worden und doch so erstaunlich große Dinge an einem Menschenherzen ausrichtet! Fürwahr, auch in diesem Buche ist der Herr Christus wohl in schlechte und geringe Windeln gewickelt wie in der Krippe von Bethlehem; aber doch haben die Weisen vom Abend- und Morgenland kommen müssen und vor dieser Krippe niederknien und ihre Gaben darbringen. Wenn man so zuerst zu dem Buche herankommt, wie einen da von Anfang bis zu Ende alles so fremd ansieht,

und kann doch am Ende eine Seele ihre Heimat so darin aufschlagen, daß ihr in allen anderen Büchern der Welt nicht so wohl wird wie da. Nur die dunklen Stellen unseres Herzens machen, daß wir so viele dunkle Bibelstellen finden. Laß aber Christum wachsen und größer werden im Herzen, so wird er damit auch immer größer und herrlicher in seinem Worte. Man kann doch keinen erfahrenen Christen sehen, der's nicht bezeugte, daß er an der Bibel einen Born gefunden, den keiner ausschöpfen mag, wie Dr. Luther so lieblich gesagt hat: „Ich hab' nun etliche Jahre her die Bibel alljährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre, und alle Worte wären Ästlein und Zweige, so habe ich doch an allen Ästlein und Reislein angeklopft und gerne wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und allezeit noch ein paar Äpflein oder Birnlein heruntergeklopft."

Darum, willst du vom Lesen Heiliger Schrift Segen haben, laß es dich nicht irren, ob auch neben dem, was klar ist, immer noch viel darin wäre, was dir verschlossen bliebe; bedenke nur, daß zwar der himmlische Vater auch an dich gedacht hat, da er das Buch hat schreiben lassen für alle Millionen, die über der Erde wohnen, damit gerade du dein Licht und dein Gericht, dein Kräutlein und dein Rütlein finden solltest, daß er indessen zugleich an alle seine anderen Kinder mit gedacht. Daraus muß denn, wie du leicht schließen kannst, folgen, daß Unzähliges, was für die klar, für dich dunkel sein wird, daß der Acker des göttlichen Wortes besonders in der einen, ein anderer in einer anderen Zeit Frucht tragen soll. Da hat z. B. das Wort Gottes solche Stellen, die besonders für Gelehrte geschrieben sind, welche ihr Heil suchen; bei anderen hat die göttliche Weisheit an die Könige gedacht; wieder andere sind solche, da besonders für die Kindlein Fürsorge getan ist. In etlichen Sprüchen sind Samen ausgestreuet, daraus hohe und tiefe Gedanken

aufwachsen sollten, so dem menschlichen Wissen als Stern vorleuchteten; aus anderen sollten hohe und treffliche Handlungen aufwachsen; wieder aus anderen sollten edle Künste sprießen. Etliche der schönen Blumen haben nur im Morgenlande starken Geruch gegeben, etliche im Abendlande; an etlichen hat sich das Mittelalter erlabt, etliche tun uns sonderlich wohl. O, was das doch für ein kunstverständiger und für ein reicher Herr gewesen sein muß, der für so viele und so ganz verschiedene Gäste eine so schöne Tafel hat decken können! Sei es nun, daß etliche Gerichte mir nicht munden wollen, je nun, wär's doch gar unbescheiden gegen den Herrn und rücksichtslos gegen die mancherlei Gäste neben mir, wenn ich zanken wollte; ich lasse, was mir nicht mundet, vorübergehen — ist doch die Tafel so reich versorgt. Und wer weiß, ist doch noch nicht aller Tage Ende. Hat ja wohl mein Herr in seinem reichen Worte auch für mich noch manchen Genuß aufbehalten, von dem ich bis jetzt noch keine Ahnung habe — wenn nur erst, wie die Schrift es ausdrückt (Hebr. 5, 14) „meine Sinne geübt sein werden!"

Also Geduld, Demut! — Und zudem, die beste Würze muß doch der Koch dazu tun, der am Ende bei allem Gutschmecken das meiste zur Sache tut: der Hunger. Daß der Hunger ein guter Koch ist, das rühmt ihm alle Welt längst nach; aber was der auch für ein guter Lehrmeister ist! Der dolmetscht dem geringsten Landmann das Evangelium St. Johannis, darüber doch manche gelehrte Herren sich den Kopf zerbrechen, so verständlich und macht ihm so liebliche Glossen dazu, daß man seine herzliche Freude daran hat. Das ist der Lehrer, den der Heiland selbst schon so schön empfohlen hat, wenn er sagt: „Selig seid ihr, die ihr hungert!" Ist darum meine Meinung nicht, jenen gelehrten Herren, welche uns die Schrift dolmetschen, etwa Brot und Ehren abzuschneiden in der Kirche des Herrn. O nein, ich meine vielmehr, daß gar manche frommen Christen nicht genug erkennen, wie-

viel der liebe Gott der Kirche an den schönen Auslegungen der Bibel von gelehrten Männern gegeben hat, und nicht recht daran tun, in den Schacht des göttlichen Worts gerade nur mit dem Grubenlichtlein, das ihnen der Heilige Geist angezündet, hinabfahren zu wollen. Solches ist nicht recht. Der Heilige Geist, der zum Verständnisse des göttlichen Wortes das Licht angezündet, gehöret nicht bloß einem einzelnen Gliede der Gemeinde des Herrn, nicht bloß mir oder dir, sondern dem ganzen Leibe, darum auch keiner die Gabe gering achten soll, die der Heilige Geist zu allen Zeiten gelehrten Männern und Dienern der Kirche ausgeteilt hat, da ja geschrieben steht, daß sich „in einem jeglichen erzeigen die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen“, so daß dann ein demütiger Geist vielmehr Gott loben soll, wenn durch die Anleitung gottseliger Schriften der fromme Schriftausleger aller Zeiten ihm geschenkt wird, daß er gleichsam in der Gesellschaft mit so viel gottseligen und erfahrenen Wegweisern diese Reise in das gelobte Land antreten kann, will sagen: in das gelobte Land der Heiligen Schrift. Wird nicht auf diese Weise mein, was der Geist des Herrn an Licht zum Verständnisse des Wortes Gottes in allen Zeiten seiner Kirche geschenkt hat?

(„Stunden christlicher Andacht“. 1863, 7. Aufl., S. 95—98.)

2. Das Neue Testament.

Was hier im engen Raum auf wen'gen Seiten
Der Blick gewahrt: ein Wettspiel von Akkorden,
Die jetzt verfließen, jetzt getrennt sich streiten,
Wer mehr erhöh' den Gott, der Mensch geworden,
Jetzt schüchtern, wie verhüllte Donner, hallen,
Jetzt wie Posaunen, die zum Weltgericht bereiten,
Beflügelt jetzt, wie Flöten bräutlich schallen,
Jetzt ernst und strenge, wie Choräle schreiten: —
Die stolze Tonespracht, die hier entfaltet,
Ihr Echo hat die Weltgeschicht' durchwaltet.

Der Schlachtruf, der St. Pauli Brust entsprungen,
Rief nicht sein Echo auf zu tausend Streiten?
Und welch ein Friedensecho hat geklungen
Durch tausend Herzen von Johannis Saiten!
Wie viele rasche Feuer sind entglommen
Als Widerschein von Petri Funkensprühen;
Und sieht man andre still mit Opfern kommen,
Ist's, weil sie in Jakobi Schul' gediehen:
Ein Satz ist's, der in Variationen
Vom ersten Anfang forttönt durch Äonen.

(Ebenda. S. 101.)

3. Der Wert der Bibel.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen" (Matth. 24, 35) — auch dieses Wort wird nicht vergehen! Die Lehrgebäude, welche auf Christi Wort gegründet werden, haben im Laufe der Zeit gewechselt und werden wechseln. Denn wie eine Stadt, von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, immer wieder als eine andere erscheint, so sieht auch jede Zeit von ihrem beschränkten Standpunkte aus die ewige Wahrheit wieder in anderem Lichte und anderem Zusammenhange. Aber diese Wahrheit selbst bleibt immer dieselbe und bewährt durch die immer neuen Gesichtspunkte, unter denen sie sich der wechselnden Menschheit zu erkennen und zu genießen gibt, nur destomehr ihren unerschöpflichen Reichtum. Freilich nicht für naseweise, aber für wahrhaft weise Menschen — um mit Goethe zu reden — wird daher die Bibel immerdar teils Fundament, teils Werkzeug der Erziehung bleiben (Goethe, Farbenlehre II., S. 138). Welch ein Buch, das, mit der Kindheit der Menschen anfangend, bis an ihr Endziel hin, zu dem neuen Himmel und der neuen Erde sie begleitet (Offenb. 21, 1); das zum Kinde wird mit dem Kinde und zum Manne mit dem Manne; in dessen zu gleicher Zeit tiefem und seichtem Strom — wie ein alter Kirchenvater spricht — der Elefant schwimmt und das Lamm waten

kann! Welch ein Buch, an dessen kindlichen Geschichten das Kind den himmlischen Vater lieben und fromm sein lernt und in dessen Lehren von Gott und Mensch auch noch die jüngsten Systeme der Philosophen die tiefen Ahnungen philosophischer Wahrheit gefunden haben; das hier voll Andeutungen metaphysischer Probleme, dort voll der zartesten Gefühlsmystik, dort unerschöpflich an Wahrheiten praktischer Lebensweisheit ist, das zum Verständnis vom Menschen, von Welt und Gott den Schlüssel reicht und ebenso sicher zur Begründung des irdischen wahren Lebensglücks als der ewigen Seligkeit führt! Mögen sie aufstehen in großer Zahl, die von Gott gelehrten Menschen, die in der Kraft von oben die nach Ruhe und Selbstbefriedigung ringenden Zeitgenossen auf den Schatz hinweisen, den sie unerkannt in dem Bibelworte besitzen!

(„Die Bibel." Leipzig, Brockhaus, 1851. [4. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung"]. S. 78, 79.)



X. Von der Vollendung.

Offenb. Joh. 21, 2—3. Ich, Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne, und hörete eine große Stimme von dem Stuhle, die sprach: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen wird ihr Gott sein.

Eine Stadt Gottes wird auf die Erde herniederkommen; sie alle, die von Anfang an zu einer Gemeinde gesammelt sind, und die jetzt mit ihrem Herrn Jesus Christus den Himmel einnehmen, bis auf die Zeit, da hergestellt werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an (Apg. 3,21) — sie alle werden dann herabkommen auf die neue Erde und werden Gottes Volk sein. Auf eine Gemeinde der Heiligen hat es unser Gott angelegt, schon als er zu Israel gesprochen: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein"; ein geistliches Priestertum hat er in der Gemeinde der Erlösten sich gegründet, zu welcher er gesprochen: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte" (1. Petr. 2,9): was die Gemeinde der Kinder Gottes in schwachem Anfange und in großen Kämpfen nach innen und nach außen hier auf Erden war, wird sie dann in

der Vollendung sein und ohne Kampf. Sie wird eine geschmückte Braut sein. Hier auf der Erde ist der Leib „gewachsen an dem, der das Haupt ist, Christus"; dort werden sie alle „ein vollkommener Mann sein, in dem Maße des vollkommenen Alters Christi". Wohl sind wir schon hier „Christo vertrauet", daß wir, wie es dem vertrauten Weibe geziemt, ihm allein zu Gefallen leben, aber — wie viele Seitenblicke, wie viele Buhlschaft mit anderen Männern! Dann werden wir eine Braut sein, die Gott selber geschmückt hat und die keine andere Liebe mehr kennen wird als die zu ihrem Haupte, Jesus Christus.

Wer mag genugsam die Wonne sich vorstellen, wenn einst, von allem Irrtum und allen Flecken frei, die werden beieinander sein, welche hier in dieser irdischen Vorschule für das vollkommene Reich Christi groß gezogen worden sind, und wenn das Leben, das sie hier mit Christo verborgen in Gott lebten, mit ihm wird offenbar werden in Herrlichkeit. „Leiblichkeit" — sagt das Wort eines tiefsinnigen, frommen Mannes— „ist das Ende der Wege Gottes", d. h. daß alles Innere nur dann vollendet ist, wenn es auch ein Äußerliches wird, nach außen hin sich offenbart und darstellt. So bricht ja das geistliche Licht, wenn es das Herz eines Menschen ganz erfüllt hat, auch in seine Leiblichkeit aus, macht, daß sein Auge zu strahlen beginnt, wie eines Engels Angesicht, wie es von Stephanus geschrieben steht. Jetzt ist nun das innere Leben der heiligen Menschen Gottes noch tief im Grunde ihrer Seele verborgen, und durch die grobe Materie unseres Leibes, der dem Gesetz des Geistes so schwer gehorcht, blickt es nur mit Mühe hindurch. Einst aber wird es offenbar werden, wird durch eine leichte himmlische Hülle hindurchscheinen und walten, und auch in dem Sinne wird dann die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sein. Wir sind schon jetzt so selig gewesen, so oft wir den Segen der noch so unvollkommenen Bruderliebe auf Erden geschmeckt haben, trotz der Sünde, welche diesen Geschmack verbittert

hat, trotz der Welt, die immer dazwischengetreten ist, wo Kinder Gottes den Bruderbund in Christo zu schließen begehrt haben. Was wird es dann sein, wenn alles Innere wird ein Äußeres geworden sein, wenn die Sünde den Genuß der Liebe nicht mehr trüben und die Feindschaft der Welt ihn nicht mehr wird unterbrechen können! Welche schönen, großen Gaben sind schon jetzt der Gemeinde des Herrn geschenkt worden, daran das Herz sich aufgerichtet hat, ob sie wohl noch im Knechtsgewande auf der Erde wandelt — wenn vor dem Geiste alle Zierden vorübergehen, welche die Kirche von Anfang an gehabt, was für eine Mannigfaltigkeit von Blumen, Farben und Düften! Und doch war hier so rauhes Wetter, und die Kirche trug das Knechtsgewand! Was wird es sein, wenn der ewige Frühling erscheint, wenn die, welche hier dienten, zur Herrschaft gelangt sind; und wenn die durch den Glauben verklärten Gaben frei walten und sich offenbaren werden! Ja, da wird eine Hütte Gottes bei den Menschen sein; da wird man's wahrnehmen, sichtbarlich wahrnehmen, daß Gott Wohnung bei ihnen gemacht hat.

Wie blitzen hier die Diamanten
Schon durch das arme Knechtsgewand,
Daß allerorten die Verwandten
Sich innerlich so bald erkannt!
Und wenn das innere Geschmeide
Sich dann vor aller Augen stellt,
Wenn es — o sel'ge Augenweide! —
Erglänzt im Licht der neuen Welt,
Ist nicht der Vorschmack solcher Zeit
Schon ungemeßne Seligkeit?

Wie ungemessen diese Seligkeit sein wird, das kann man auch daraus schließen, daß ja der Herr selber eine Sehnsucht danach ausspricht; er, das Haupt, hat schon auf der Erde nach der Gemeinschaft mit seinen Jüngern verlangt, die doch gewiß ihm so wenig gewähren konnte, und noch mehr nach der vollendeten! „Mich hat herzlich

verlangt," spricht er beim letzten Nachtmahle zu seinen Jüngern, „das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide; denn ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr davon essen werde, bis daß es erfüllet werde im Reiche Gottes, und — ich werde nicht trinken vom Gewächs des Weinstocks, bis daß das Reich Gottes komme." Also schon die unvollkommene Gemeinschaft auf Erden mit seinen Jüngern hat sogar ihm, dem Haupte, wohlgetan, ja nicht nur das, er hat dabei auf die Zeit der Vollendung hinausgeblickt und gedacht: O, welche Wonne wird es dann werden! Hat das Haupt sich nach der vollendeten Gemeinschaft mit seinen Gliedern sehnen können, wie sollten sie sich nicht nach der vollendeten Gemeinschaft miteinander und mit ihrem Haupte sehnen?

(„Stunden christlicher Andacht," 1863, S. 426—28).

Was lodert die Flamme und wechselt Gestalt?
Was rauschet der Strom ohn' Aufenthalt?
Laut jagt der Sturm mit wilder Gebärde,
Und schweigend wälzt sich die alte Erde.
Was jagt, Element' ihr, ohn' Rast und Ruh,
Als strebtet ihr ewigem Ziele zu?
Was ringst du, Natur, wohin ich seh,
Als trügst du im Innern ein tiefes Weh?
Auch trägt sie's im Innern, denn ach, wie bald
Vergeht ihrer Kinder Farb' und Gestalt!
Und möchte doch gerne in voller Schön'
Unsterblich ihre Geburten sehn.
Ring' fort nur, ring' fort, du hohe Natur,
Zur Auferstehung gebierest du nur!
Am Tag, wo dein Herrscher die Freiheit empfängt,
Wird dir auch Vollendung und Freiheit geschenkt.

(Ebenda. S. 435.)

---*---



